

~~Ali 81~~

UB Braunschweig

84



1204-687-4



J. Achten pinx.

Dr E. Albert & Co heliogr.

KAROLINE FISCHER-ACHTEN.

Aus Dedekind „die Achten-Lini.“ Verlag von Benno Goeritz in Braunschweig.

gelöscht

1204-6874

Die

gelöscht

Achten = Lini.



Eine Novelle
nach Motiven aus dem Künstlerleben

von

J. Dedekind.



Mit einem Portrait von Frau Fischer-Achten in Photogravüre.



Braunschweig, 1890.
Verlag von Benno Goerik.

Alle Rechte vorbehalten.



~~Ai 81~~



Vorwort.



Nur mit wenigen Worten möchte ich diese Erzählung, welche zuerst im „Quellwasser fürs deutsche Haus“, einer trefflichen, hiermit warm empfohlenen Zeitschrift, gedruckt wurde, auf ihrem zweiten Wege in die Öffentlichkeit begleiten.

Diese „Novelle, nach Motiven aus dem Künstlerleben“ ist der Pietät und Bewunderung für eine vor Jahrzehnten hochgefeierte deutsche Sängerin entsprungen und bringt Dichtung und Wahrheit aus dem Leben der Unvergeßlichen — beides so eng mit einander verschmolzen, daß unparteiischen Zeitgenossen nur Miterlebtes, Verbürgtes im Gewande dichterischer Erzählung vorgeführt wird.

❖ IV ❖

Da die Heldin der Novelle lange Jahre mit seltener Hingebung in Braunschweig gewirkt und geglänzt hat, so mag man es einer Braunschweiger Feder nachsehen, wenn sie sich besonders berufen fühlt, diesen späten Tribut unvergänglicher Dankbarkeit und Verehrung der im Süden Deutschlands lebenden großen Künstlerin und edeln Frau darzubringen.

J. D.



Eine Thür im Erdgeschoß wurde nach dem Treppenhause hin geöffnet. „Fertig!“ rief eine freundliche Frauenstimme. Auch im obern Stock that sich hastig eine Thür auf. „Fertig!“ klang das heitere, männliche Echo herab. Dann schienen sich beide entgegeneilen zu wollen. Der Mann überbot aber die Frau und war unten, als sie kaum zwei Stufen der bescheidenen ländlichen Treppe erstiegen hatte.

Er legte erfreut ihren Arm in den seinen. „Ist es denn möglich, Frau? du hast für uns alle gesorgt, während ich die ganze Zeit mit meinen paar Kleinigkeiten verkrant habe? Siehst auch rot und heiß genug aus.“

„Nicht doch, es machte sich ganz leicht, und ich hatte ja auch Hilfe,“ antwortete sie einfach. „Aber wie steht's, Anton, wollen wir nicht zusammen unser kleines Reich besehen?“

Wir sind in Wolfenau, einem überaus freundlichen, an schwellegenden Hügeln aufgebauten Flecken oder, wie man vor Dedekind, Achten-Eini.

ungefähr sechzig Jahren sagte, Vorort Wiens. Wenn man dort rechter Hand die sogenannte „glatte Höhe“ erstieg, sah man die Kaiserstadt mit ihren vieltürmigen Kirchen, von Sankt Stephan überragt, von der blauen Donau umarmt, zauberisch hingegossen daliegen, so nahe, daß man die ersten Häuser zählen konnte.

Diese Nachbarschaft hatte denn auch Herrn Firlinger, den Inhaber des stattlichen Leinengeschäfts „zum Löwen“ auf dem Graben in Wien, vermocht, sich ein Häuschen in Wolfenau zu kaufen. Mit leichter Mühe konnte das kinderlose, aber gastfreie und vermögende Ehepaar allwöchentlich dorthin übersiedeln, um sich in ländlicher Zurückgezogenheit und herrlich erfrischenden, grünen Umgebungen von den Mühen und Wirren ihres ausgedehnten Geschäftes zu erholen. Samstag und Sonntag ein für allemal, zuweilen auch sonst noch, glaubten sie sich diese Erholung gönnen zu dürfen.

Wie war doch hier alles so frisch und erquickend! Der kleine Garten von einem Bergwässerchen umspült, enthielt zwar nur wenige Rosen- und Nelkenbeete, eine kühlende Laube mit Jelängerjeliieber gedeckt, Himbeergesträuch und Küchengewächs, aber alles sauber gehalten und genügend für die Familie und den Kreis von Nachzüglern, die unfehlbar dem menschenfreundlichen Paare an hellen Sonn- und Festtagen folgen würden.

„Wie atmet sich's hier!“ sagte Herr Firlinger, indem er sich beglückt umsaß und die breite Brust sich mächtig hob.

„Ja, mein Anton, hier ist's gut sein, und ich kann es

dir nicht genug danken. Ich will dir auch eine doppelt gehorsame und vergnügte Frau hier auf dem Lande sein."

"Soll mich wundern, wie du das machen wirst," antwortete er lachend, "also auch der kleinste Verdruß bleibt hinfüro auf dem Graben. Spaß bei Seite, ich weiß nicht, wie die Leute es machen, sich das bißchen Leben zu verderben."

Seine Frau gab ihm recht und schnitt sich im Lustwandeln den ersten kleinen Strauß im eigenen Garten, eigentlich mehr Knospen als Blüten, da wir erst im Anfang Mai sind. Im Hause sollte dann ein Glas dazu geholt werden.

Auch in der Küche sah es für den ersten Abend schon wirklich genug aus. Ein reinliches Mädchen ordnete mit sichtlichem Stolz das blendende Porzellan und Kristall, das blühende Kupfer- und Messinggerät, das ihre Frau aus der Stadt mitgebracht hatte. Nun wurden die Blumen mit einer Art Andacht in die große Wohnstube getragen, und das Ehepaar besichtigte noch einmal das hübsche, behagliche Zimmer, das dicht neben sich ein kleineres, in gleichem Geschmack eingerichtetes hatte, aus dem man dann in einen geräumigen, der Küche gegenüberliegenden Eßsaal trat. Alles war einfach, aber gediegen ausgestattet; hohe, lustige Räume, die im Sommer Kühlung, für unausbleibliche kalte Zeiten aber durch große Kachelöfen das Beste versprochen.

"Hast du Hunger, Anton? willst du einen Imbiß zum Vesper? Es sind Vorräte da."

"Ich für meine Person warte lieber bis zum Abend und mache gern noch einen kleinen Rundgang durch den Ort, der uns ja nun eine Art Heimat wird, mit dir."

1 *

„Und mit dem Friedrich," antwortete die Frau rasch; „wie konnten wir ihn so lange allein lassen!"

„Geh, er bedarf unser nicht, wenn er seine theologischen Bücher auspackt."

„Ach ja," antwortete Frau Firlinger mit einem Seufzer, „die alten lutherischen Schriften; aber auch ein gut Teil Notenhefte und Liederbücher, hab' ich wohl gesehen, hat er mitgenommen; da giebt's etwas zu hören." Und in der Vorfreude glänzten Augen und Stirn wieder in gewohnter Güte.

Im ersten Stock lagen die prunklosen, aber sauberen und bequemen Schlafzimmer für Hausgenossen und Gäste. Im zweiten Stock, vielmehr Erker, wohnte Friedrich.

Friedrich war der einzige Sohn der einzigen, festigen Schwester des Herrn Firlinger, die, ganz jung aus innigster Herzensneigung einen in Ungarn angestellten Kaiserlich Königlichen Forstbeamten, einen Evangelischen, geheiratet hatte. Das Mädchen mußte erst schwer in der katholischen Kirche um seine Liebe kämpfen, aber gegen den Mann, wenn er auch trotz seiner Zuneigung von keinem Religionswechsel hören wollte, ließ sich nichts sagen, um so weniger, da er seiner Braut ein gesichertes Los und glänzende Aussichten für die Zukunft bieten konnte. So ließ man sie gewähren auch darin, daß die Kinder dem Vater zuliebe protestantisch erzogen wurden.

Die glänzenden Aussichten kamen aber nicht zur Hebung, und die jähe Sterblichkeit in der glücklichen, allgemein geachteten Familie — zuerst wurden die jüngeren Kinder von

einer bösen Epidemie weggerafft, dann der Mann, und sein Weib folgte ihm kaum eine Woche später — wurde häufig von abergläubischen Müttern als warnendes Schreckbild aufgestellt, wenn ein Töchterlein sich mit keizerischen Ehegelüsten trug.

Friedrich, der einzige Überlebende, war vierzehnjährig, und vor kurzem lutherisch eingeseget, als das schwere Geschick, auf so jähe Art zweimal zu verwaisen, den erschütterten Knaben traf. Firlingers holten ihn sofort nach Wien herüber. Aber trotz aller Liebe, die er bei ihnen fand und erwiderte, wandelte ihn keinen Augenblick auch nur der Gedanke an, sein Glaubensbekenntniß zu wechseln. Er entzog sich durchaus nicht dem lebensfrohen Kreise, der in Wien den erwachenden Jüngling aufnahm und anlächelte, er beteiligte sich gern an allen Festlichkeiten und wußte es dem Himmel Dank, daß ein ungewöhnliches musikalisches Talent, eine wohlklingende Singstimme ihn auch zum Geben befähigte, wo er bisher nur empfangen hatte. Aber nie versäumte er seine Studien; er lernte still für sich, auf unscheinbare, aber nachdrückliche Weise, und als er vor der üblichen Zeit die Reise zur Universität mit Auszeichnung erlangt hatte, sprach er ohne Scheu die in solchem Kreise befremdende Absicht aus, lutherische Theologie zu studieren.

Umsonst erhob Herr Firlinger seine Stimme zu Rat und Warnung, vergebens stieß Frau Firlinger einen Schmerzensschrei über den andern aus; ihr Herzenssohn könne und solle doch kein Keizerpastor werden. Eindrucklos verschwammen und verhallten die Bannstrahlen, die schöne Augen und

Lippen der freundlichen Wiener Gesellschaft gegen den beliebten Jüngling schlenderten. Friedrich gab nicht nach. Und da er weder verstoßen wurde, noch unter einem Drucke zu leiden hatte, da er gleich aufmerksam, teilnehmend und lebhaft erschien, so lenkte allmählich alles ins gewohnte Geleise zurück. Er studierte nun schon mehrere Jahre, zuerst in Wien, dann auf verschiedenen deutschen Universitäten. Aber in allen längeren Ferien kehrte er unverändert und frisch in das alte Löwenhaus am Graben heim.

Jetzt ist er ein zweiundzwanzigjähriger, schlanker, blonder, etwas kühl aber unverdorben und freundlich blickender Mann mit regelmäßigen Zügen und sicherer Haltung.

Unter der gleichmäßig heiteren Laune, die er für jeden hat, wäre sein Inneres fast unbekannt geblieben, wenn nicht der tiefe, leidenschaftliche Ausdruck, mit dem seine klangvolle Bassstimme die damals erst auftauchenden unsterblichen Lieder Schuberts vortrug, ein reiches Seelenleben offenbart hätte.

Er stand am offenen Fenster seiner Stube, um mit prüfenden und erfreuten Augen die weite Umschau zu genießen, die sich ihm über den Ort Wolfenau und die grünen Hügelfetten darbot, aus denen die ländlichen Häuser hervorzublühen schienen.

„Nun, Friedrich, wie sagt's dir zu?“ fragte beinahe einstimmig das Firlingersche Ehepaar, als es bei ihm eintrat.

„Prächtig ist es hier, und, wie immer, habt ihr mir das Beste im ganzen Hause zugewiesen. Wie groß und frei sieht sich die Landschaft von hier oben an, ganz anders als bei euch!“

„Dafür brauchen wir Alten auch keine zwei Stiegen aufwärts zu klettern.“

„Und habt es doch für mich gethan; nehmt aber Platz und seht euch meine Einrichtung an; hier meine Bücher und nun die Bilder, die ich an die Wand genagelt habe, billigerweise den Kaiser Franz obenan; und hier der Kranz jener andern von Gottes Gnaden, mein Sebastian Bach und der Haydn, der liebe Mozart, und er, Beethoven.“

Frau Firlinger ließ sich auf dem Sofa nieder und sah sitzend alles an, was ihr der Nefse zeigte, während ihr Gatte auf und nieder ging. Jetzt blieb er vor dem Bücherbord stehen und las halblaut die Titel der in Reih und Glied aufgestellten Bücher. „Neander, Tholuck, Schleiermacher und wieder Schleiermacher und abermals. Ist wohl dein Hauptprofessor?“

„Bis jetzt, ja; aber so etwas wächst und ändert sich, lieber Ohm, sieh, wie da draußen in der Natur. Hier fällt eine Blüte schon in der Knospe ab, dort reift eine andere in der Stille zur herrlichen Frucht. Laß uns abwarten,“ sagte er, und ein leises Rot erwärmte flüchtig sein ruhiges Gesicht.

„Scheinst mir doch keine so rechte Begeisterung für deine Heiligen zu haben, alter Junge,“ meinte Frau Firlinger und sah kopfschüttelnd zu ihm auf.

„Heilige, nein, die habe ich überhaupt nicht, liebe Muhme,“ antwortete er gelassen „und auch die Begeisterung ist bei mir ein seltener Gast; sie kommt ungerufen und geht, ohne zu fragen.“ Ein leichter Seufzer bildete den Schluß des Satzes.

Das Ehepaar blickte sich betroffen an. Friedrich ging mit lebhaften Schritten auf und ab. „Über,“ fragte er, „anstatt hier die Zeit zu vergrübeln, wäre es nicht besser, den herrlichen Abend im freien zuzubringen?“

„Just dazu kamen wir,“ antwortete Frau Firlinger, sich rasch erhebend. So leid der fröhlichen Frau sonst Gespräche mit ernstem Hintergrunde wurden, die eben ausgesprochenen Andeutungen hinterließen ihr einen wohlthuenden Nachklang, einen Hoffnungsschimmer hinsichtlich Fritzens Zukunft. So traten die drei in glücklicher Stimmung ihren ersten Umgang durch die neue Sommerheimat an.

Es war Samstag Abend, daher die Häuser und Gärten bestens auf den kommenden Kirchentag geschmückt und gereinigt. Neugierige standen hier und da in den Thüren und folgten den Ankömmlingen mit Blicken, Gebärden und Worten, ja, jüngere Kinder widerstanden der Lust nicht, hinter dem stattlichen Kleeblatt herzutrabem, oder die Fremden zu überholen und mit scheuen, dummdreisten Blicken zu mustern. Es gab freilich in Wolfenau nicht allein Sommergäste jahrein, jahraus, seit kurzem hatte bald diese, bald jene städtische Familie sich hier niedergelassen zu vorübergehendem oder längerem Verweilen, auch wohl den Winter über ausgehalten. Aber Villenbauten hatten sich noch nicht erhoben, und alles war in den Grenzen dürftigen Behelfens geblieben — bis jetzt, wo die bekannte Firma Firlinger vom Graben in Wien als die erste sich ohne langes Feilschen ein hübsches Grundstück gekauft und modern ausgestattet hatte.

Wie fabelte man nicht von einem Reichtum, der solches

ausführen konnte! Da mußten selbst die Majors, die ein nettes Haus gemietet hatten und bis dahin die ersten waren, zurücktreten. Und was für Hoffnungen und Erwartungen wurden nicht den guten Leuten entgegengetragen, die nun wirklich heute in leibhaftiger Gestalt erschienen! Hübsch, aber gar nicht auffallend gekleidet, mit freundlichen Mienen und gemessenen Schritten durchwanderten sie die unebenen Straßen, hier verweilend und dort, um einander auf alles Sehenswürdige aufmerksam zu machen und sich gegenseitig mitzuteilen, was allerorten zu beobachten war. Markt, Rathaus und Kirche hatten sie schon bei früheren Besuchen kennen gelernt, aber nicht die malerische Lage der neu ausgebauten Kirche beachtet, nicht die steinerne Mutter Gottes, die so hoch und zart in den Lüften über dem Eingang thronte mit ihren ausgebreiteten Armen, als bangte sie vor einem jähen Fall — ein uraltes, beinah versunkenes Kapellchen, wettergrau und müde aus duftenden Holunder- und Fliederbüschen hervorstuckend, gleich dabei die ärmliche Behausung des Meßners, und drüben das große, fensterreiche Pfarrhaus, mitten in einem blühenden Garten gelagert, — das alles wurde von den Ankönnlingen mit der freudigen Rührung, die ein schöner Maiabend so leicht ins Herz gießt, besehen und bewundert. Süße Blumendüfte mischten sich mit dem kräftigen Atem, der aus der Frühlingserde strömte, das laute und leise Zwitschern der Vögel in den Lüften und auf den Zweigen klang wie Frage und Antwort, der Kuckuck wurde nicht müde, seinen uralten spaßigen Ruf dort im Uferdickicht wieder und wieder anzustimmen; nur selten — es war ihr noch zu früh und

zu laut — flangen die seelenvollen, getragenen Töne der Nachtigall aus der Ferne herüber.

Aber da, was war das? Staunend hielten die Wandernden den Schritt an. Was erklang da aus diesem einsam stehenden, baufälligen Hause? Konnte es einer menschlichen, einer Mädchenbrust entquellen? Ein goldner Ton, reich und voll wie Orgelklang, die lautere Poesie, wie man sie im Traume zu hören wähnt, aber nimmer im Leben. Erst zitternde, suchende, dann lange, süß anschwellende Töne, die in volksliedartige Verse übergingen:

„Wäre das tiefste Meer
Zwischen mir und dir,
Und der höchste Berg,
Und du riefest mir;

Meiner Liebe Gewalt
Stürzte den Berg ins Meer,
Und über die Wasser
Käme ich her.“

„Und über die Wasser käme ich her, käme ich her,“ flang es inbrünstig, süß verhallend nach. Dann wurde es still. Nur der Maiwind regte sich in den Zweigen.

Frau Firlinger zog das Tuch an die überfließenden Augen; Friedrich nahm den Hut ab und strich mit der Hand über die erglühende Stirn.

Herr Firlinger rief aus dem Nachtrab der kleinen Dorfjungen einen dreist in die Welt blickenden Buben heraus und fragte: „Weißt nicht, wer da so schön singt?“

„Wohl, Herr, die Achten-Lini.“

„Und wer wohnt hier?“

„Nun, der Herr Leutnant, Herr, der Vater, der wohnt mit der Frau Leutnant und allen Kindern hier.“

„Ein Leutnant? wohl ein ausgedienter?“

„Weiß nicht, Herr; er hat nur einen Arm und ist bei der Zahlkasse, am Markt oben, angestellt.“

„So, so. Und ist diese Lini noch ein Kind, wie?“

„O nein, Herr, sie ist schon zwei Jahre aus der Schul, aber weil's so schön singen thut, üben's die Schulmeister, der alte und der junge, noch immer ein, und dann singt's immer am Sonntag mit uns Singerbuben am Altar. Morgen, Herr, nach der Messe, können's hören, wenn's hier bleiben. Und ich singe auch mit.“ Ein breites Lächeln ging über das gelbgraue, durchtriebene Gesicht.

Friedrich hatte nur mit halbem Ohre zugehört in der Hoffnung, der Gesang möchte wieder anheben. Da es aber still blieb, trat er auf den Jungen zu. „Bei wem, sagst du, ist dieses Lied gelernt?“

„Das, was es eben singt, mag's aus sich selbst singen. Aber wir Buben allzumal und die Lini auch, wir lernen unsere Kirchenlieder bei den Herren Lehrern.“

„Wer sind die?“

„Nun, der Herr Beinhöfer zuerst, der Alte, und dann der Fremde, der Herr Wenzeslaw, wie sie sagen. Der ist noch jung und ist dem Herrn Beinhöfer zur Hilfe beigegeben, eben weil er sich arg auf die Musik versteht. Die Herrschaften sollten ihn hören auf seiner Geige! Und so lernt's auch die Lini; er spielt es vor, und sie muß es nachsingen.“

„Wann übt ihr?“ fragte Friedrich rasch.

„O nun, fürs meiste in der Schule. Hier sind wir schon fertig.“

„In der Schule? im Mefrerhause?“

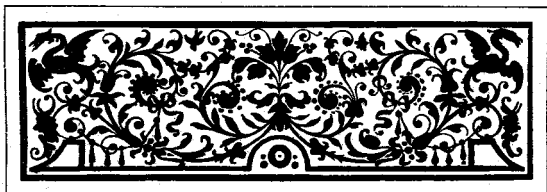
„Oder auch dort in der Kapelle;“ er deutete mit der Hand rückwärts nach dem verwitterten Gemäuer. „Es ist wegen dem Kirchenton und der Wölbung der Säulen, sagt der Herr Wenzel.“

Herr Firlinger lohnte den kleinen Cicerone und Kunstjünger mit ein paar Kreuzern, eine That, die er lange zu bereuen hatte, denn sie weckte ihm von da ab ungerufenen Fremdenführer, wo er ging und stand. Der Bube aber dankte höflich und würde die Mühe gezogen haben, wenn er eine gehabt hätte.

Das Ehepaar lustwandelte langsam weiter. Friedrich ging noch mehreremal vor dem Hause auf und ab, ohne neue Entdeckungen zu machen. Einmal schien es ihm, als erblickte er einen dunklen Scheitel am Fenster und hörte eine sanfte Stimme „Mutter“ rufen; aber beides kam und ging und wiederholte sich nicht. Er entschloß sich also, die Seinen wieder einzuholen, und fand sie einige hundert Schritt weit oben am Waldesfaume. Unter prächtigem Maienschatten vollendeten sie ihren ersten Spaziergang in gehobener, glücklicher Stimmung, die noch während des trefflichen Nachteffens, mit dem ihre Pepi sie empfing, und bis zum Schlusse des Tages vorhielt.

Firlingers begaben sich früh zur Ruhe, Friedrich dagegen verließ das Haus noch einmal. Unruhe im Blut und die Freude am schönen Abend trieben ihn nochmals ins freie.





Die sechzehnjährige, braungescheitelte, dunkeläugige und wohlgebaute Lini, die wir im Vorbeigehen kennen gelernt haben, oder vielmehr das an ihr, womit sie vor Millionen begnadigt ist, hatte sich, nachdem sie ihren Vers in Tönen in die Luft gesendet hatte, noch einige Zeit aber immer thätig fürs Haus, in der Nähe des offenen Fensters aufgehalten in der Hoffnung auf eine Antwort. Endlich ertönte der Gegengruß. Von dort her aus dem Gezweige des Mefnergartens erklang dieselbe Melodie auf der Zauber-geige, die ihr junges Herz mit magnetischen Kräften umspinnen und umspielt hatte.

Sie glättete sich noch rasch den tadellosen Scheitel, legte die reichen, dunklen Flechten enger um den zierlichen Kopf und packte dann eilig große Stöße ausgebesserter Wäsche, Knabenzeug und Schreibhefte in einen Henkelkorb, um die Früchte ihres Fleißes der Mutter hinunterzubringen. Auf

der Treppe wandelte sie ein zaghaftes Gefühl an; ihr Herz klopfte bedenklich.

„Grüß Gott, Mutter,“ sagte sie, der Stimme einen beherzten Klang gebend; „sieh da, was ich bringe, die Hemden und die Strümpfe für den Stoffel, den Hansel, das Peterle und den Dagobert. Hier das Jäckchen für unsern Gregor. Wird sich das Bürschchen artig drin machen! Und hier die Schreibebücher für den Dagobert, alles nach Vorschrift. Bist zufrieden, Mutterle?“

Sie beugte sich zu der sorgenvoll aufblickenden Frau, die beim Verlesen des für morgen Mittag bestimmten Kohls sitzen blieb, herab und küßte sie, aber ohne ihr fest in die Augen zu sehen, zärtlich auf Stirn und Mund. „Und nun muß ich gehen. Leb’ wohl, Mutter,“ sagte sie leichtthin, doch mit gepreßtem Tone.

„Mußt wieder gehen, Eini? nochmals zum Üben? Und ich dachte, ihr wäret fertig.“

„Dacht’s auch, Mutter; aber ich bin nochmals gerufen worden.“

„Vom Lehrer?“

„Ja doch, Mutter, von wem sonst?“

„Ach, Eini, könnt’ ich dich nur leichten Herzens fortgehen lassen. Aber es tangt nicht; denk’ an mich, es gibt ein Unglück.“

„Um Gott, Mutter!“ rief Eini bestürzt.

„Kind, bist wie ausgetauscht, und von Tag zu Tag wird’s mit dem Üben mehr und länger. Nicht, daß du deine Arbeit hier versäumtest; bist und bleibst mein braves, fleißiges

Kind, meine Rechte; aber unstet gehst aus dem Haus, und bleich oder fieberrot kommst wieder. Da sitz' ich hier und vergehe vor Angst um euer Zusammensein."

"O Mutter, vertraue mir!" bat Eini hoch erglühend und lag weinend an der Mutter Hals.

"Dir schon, und bist doch auch ein blutjunges, unerfahrenes Ding; aber ihm! Wer bürgt mir für ihn? und warum thut er den Mund nicht auf gegen deine Eltern? O, Eini, wenn's dein Vater wüßte!"

"Er wird's ja schon erfahren zu seiner Zeit. Du weißt ja, daß der Wenzel nicht eher sprechen will, eh' er sein Amt und Brot nicht hat. Gut ist er aber, und eine treue Seel', glaub's mir, Mutterle," und sie wischte sich wieder und wieder die Thränen ab, die über die jugendfrischen Wangen perkten.

"Eini, du kennst die Welt halt nicht. Sei vorsichtig! Ich kann auch das viele Reden, das sie über dich und dein Singen führen, gar nicht gern leiden. Eben hast du wieder aus dem Fenster 'naus dein weinerlich Lied gesungen, daß es gerade die neuen, reichen Fremden aus Wien, die vorbeigingen, hören mußten. Stellten ein großes Verwundern auf und riefen den ersten besten Straßenbuben her, der ihnen alles kurz und klein vorerzählte; von dem Vater, und daß er nur einen Arm hat, und deinem Singsang und den Herren Lehrern und dem Wenzel seiner Violine."

"Was schadet's Mutter?"

"Besser ist's, für sich bleiben. Und ehe du gehst, noch ein Wort, Kind: Nimm dich vor der Majorstochter in acht, höre!"

„Dem Fräulein Anastasia? was will sie mir?“

„Weiß nicht; aber sie läßt dich nicht aus den Augen, wenn ihr zusammen seid, und sieht dir nach, wenn du gehst.“

„Große Ehr', Mutter.“

„Wenn's dir gält, armer Tropf! Aber sie hat's auf den Wenzel abgesehen.“

„Nicht möglich, Mutter; die stolze Stadtdame?“

„Was ich dir sage. Ein Mutteraug' sieht scharf. Nicht zur Kränkung, aber zur Verwarnung habe ich dir's zu wissen thun müssen. Die Person hat so einen falschen Blick.“

„Will's beherzigen, Mutter, obschon — ich's nicht glauben kann.“

„Und nun geh, wenn's sein muß, Kind, geh mit Gott!“

„Mit Gott,“ wiederholte Eini, als sie aus dem engen Hause in den schönen Maiabend trat, und faltete andächtig die Hände über dem Herzen.

Gleich gegenüber am Zaun des Mefnnergartens trat ihr der schöne Wenzeslaw entgegen, mittelgroß, den schmalen Kopf von langen, schwarzen Haaren umwallt, im dunkeln Gesicht ein Paar länglich geschnittene, tiefschwarze Augen, die alle Stadien zwischen träumerischer Ruhe und wilder Leidenschaft abspiegeln konnten. Ein echter böhmischer Musfant, die Geige im Arm, stand er jetzt vor ihr. Vor Jahresfrist war er hierher verschlagen und hatte sich rasch durch sein Talent, einige Kenntnisse und viel Selbstbewußtsein zu einer Stellung verholfen, in die er nicht paßte, und die er längst aufgegeben haben würde, wenn die Reize des Mädchens, ihre Liebe, ihre zauberische Stimme ihn nicht gefesselt hätten.

„Kommst ja spät, Lini, und sieh, wir müssen doch noch üben. Die Knaben warten schon. Scheinst ja ganz beglückt über die Aussicht, nicht mit mir allein zu bleiben?“

„O Wenzel, fang' nur nicht mit Streiten an; aber wozu noch üben?“

„Die Fremden aus Wien sind da und werden uns morgen zuhören. Da gilt's, und ich möchte mit meiner Lini prunken.“ Er zog im Weitergehen unvermerkt ihren Arm in den seinen und sah ihr heiß in die noch feuchten Augen.

„Thränen gar? wer hat mein Lieb gekränkt?“ fragte er unmutig.

„Keiner; man weint auch mal ohne Grund. Laß mich jetzt nur los; die ganzen Buben sehen uns kommen. Ich sag' dir nachher alles.“

Mit ungeduldiger Gebärde ließ er ihre Hand sinken und schritt trotzig der Schar ärmlicher, meist barfüßiger Schüler entgegen, die am Eingange der Kapelle ihres Herrn und Meisters warteten.

„Eilt euch, wir repetieren die Cantate,“ befahl er herrisch. „Laßt die Thür offen, ihr Rangen! Es herrscht hier Grabesluft.“

Man gehorchte zitternd. Die meisten hatten die schwere Hand erprobt, die streng den Ungehorsam strafte.

Bald stand alles in hergebrachter Ordnung. Der Lehrer in der Tiefe der Kapelle, die Knaben zu seiner Linken, das Mädchen zu seiner Rechten als einzige Solistin und als einzige, die ihr Notenblatt hielt, ohne es entziffern zu können. Die Buben hatten ihre Noten in der Schule gelernt, sie nicht.

Dedekind, Achten-Lini.

Sie folgte dem sichern Gehör, dem feinen Gefühl, das sich auf eigenen, seltsamen Wegen zurechtzufinden suchte.

Während die Knaben mit ziemlich reinen und geschulten Stimmen ihr schwermütiges »Misericordiae domini« sangen, lehnte Lini mit dem Rücken gegen einen Grabstein. Der Ernst der Stätte und die Klage, die sie durchströmte, der Nachhall des jüngsten Gesprächs mit der Mutter, der erste Zweifel, die Launen des Geliebten, das alles überzog wie mit Nachtfrost die Blüten ihrer jungen Liebe.

Jetzt aber, wo die Reihe zu singen an sie kam, wo sein Auge voll und sinnend auf ihr ruhte und sein holder Geigenton sie zum Einsetzen aufrief, da raffte sie sich auf, und ihr Agnus Dei hob sich wie mit Engelschwingen in die Höhe.

Ihr Meister folgte ihr mit sichtbarem Entzücken. Als sie geendet hatte, als der letzte, getragene Ton klösterlicher Anbetung in den Verzweigungen des alten Gewölbes ausgeklungen war, hieß er die Knaben gehen und trat in einer Anwandlung heißester Zärtlichkeit auf sie zu. Aber Lini wehrte ihn ab, als er sie an sich pressen und küssen wollte.

„Laß mich in Ruh, lieber Wenzel, wir sind an geweihter Stätte, und ich habe mein Gebet noch auf den Lippen.“

„Was für ein frostiges Liebchen!“ spöttelte er; „wollt’ ich dir denn was thun, Kind, oder Unrechtes von dir begehren?“

„Ach, Wenzel, vergieb! Ja, unrecht ist dies Geheimthun mit unserer Liebe. Warum entdeckst du dich nicht den Eltern?“

„Der Mutter bleibt nichts zu entdecken übrig, Püppchen, dafür hast du gesorgt. Und vor den Vater tret’ ich, sowie

ich in Amt und Würden steh'. Kann ich den alten Bein-
hofer totschlagen? Und ohne Stellung läßt's mein Stolz
nicht zu."

"Und auch ich hab' meinen Stolz," entgegnete sie, sich
hoch aufrichtend, „und der verbietet mir dies sündige Ver-
steckspiel."

"Wenn ihr Kinder nur nicht immer die Sünde im Munde
führtet! Was weist du von Sünde?"

"Sünde ist's doch. Was dankt man alles den Eltern!
Mein guter Vater ist ja auch mein erster Lehrmeister gewesen
und wenn er mir die schönen Lieder nicht beigebracht hätte,
als ich noch klein war, der Herr Beinhofer und du, ihr hättet
nimmer was von meinem Singen gewußt und mich gar nicht
kennen gelernt, steh'."

"Thust ja ordentlich groß mit deinem Singen. Nun
wahr ist's, daß du's zu was bringen kannst. Aber hör'
Lini, nicht ohne mich. Laß uns erst Mann und Frau sein,
so mach' ich dich zu einer großen Sängerin, denk' an mein
Wort!"

"Aber Wenzel," rief sie zwischen Weinen und Lachen,
„dazu müßt' ich doch erst die Noten lernen. Ich schäme
mich bis in den Erdboden, wenn die Buben so sicher drauf-
los lesen, und ich such' und such'. Allnachgerad' hab' ich
ausgefunden, daß, wenn die schwarzen Köpfschen in die Höhe
steigen, ich hoch singen muß, und so umgekehrt. Eine Schande
ist's aber."

Beide lachten und kamen dadurch der Versöhnung näher.

"Sieh, Lini," fuhr er fort, „entweder bring' ich den Alten

zum Abschied und bekomme' seine Stelle — aber lieb wär's mir nicht. Es ist kein Spaß, vom Morgen bis Abend diese dumme Dorfjugend vor sich zu haben, und ich bin nicht der Mann dazu. Aber für eine Weil' ließe sich's ertragen, und wir heirateten dann gleich. Und wenn du genug gelernt hast, ziehen wir nach Wien oder Prag, oder — und das wollt' ich dir schon längst vorschlagen, aber du nimmst keine Vernunft an — ich mein' also, wir gingen gleich den ersten besten Tag ohne Abschied auf und davon. Was siehst mich so starr an? Mit meiner Eini und mit meiner Violini gehört die ganze Welt mir."

Eini war zurückgeprallt und sah so bleich aus wie das Steinbild am Grabmal. „Wenzel," sagte sie bittend, „späße nicht so falsch."

„Ist mir kein Spaß, ist mir so ernst wie das Leben und die Liebe. Und die Eltern, Kind, die verzeihen schon, wenn wir mit Glanz heimkehren."

„O, Wenzel, Wenzel."

„Ich wollte dir nicht weh thun, Puppe, aber wahr ist's, von der so recht eigentlichen Liebe, die Vater und Mutter um des Liebsten willen verläßt, davon weißt du nichts." Er wollte die zusammenbrechende Gestalt an seine Brust legen, aber sie wich zurück und warf einen verzweiflungsvollen Blick auf ihren Quälgeist.

„Und so ist's auch," fuhr er unerbittlich fort, „nach mir, dem armen, heimatlosen Wenzel, der in der weiten Welt keinen hat als dich, nach dem fragst nicht; nur hier, nach

meiner kleinen Violin, die der Eini schon manches schöne Lied gesungen hat, fragst viel," und er hub an zu spielen:

„Wäre das tiefste Meer
Zwischen mir und dir —“

Aber niemand weiß, ob die Zauberformel diesmal gewirkt hätte. Die stürmische Liebeszene wurde auf unerwartete Weise unterbrochen.

„Ist's erlaubt, zuzuhören?“ flötete eine etwas hohe und zugleich spitze Stimme, und gleichzeitig trat die Herrin derselben, eine junge, hoch und schmal gewachsene, sehr blonde Dame mit edigen Gesichtszügen, in gewählter Sommertoilette, ganz hell, in den dämmerigen Kreuzgang, Fräulein Anastasia, die Majorstochter.

„Was die Mutter für eine fluge Frau ist!“ dachte Eini, die, beschämt und verlegen grüßend, in der Tiefe der Kapelle verharrte.

„Pardon, Herr Lehrer, und o, Pardon, Fräulein, ah, da störe ich wohl? Eine Probe wahrscheinlich. Und ich wollte nur um Erlaubnis bitten, diesem zu schönen Violinsolo zu lauschen, das ich im Vorübergehen vernahm.“

„Gar zu große Güte, Euer Gnaden,“ entgegnete Wenzel mit einer Verbeugung, die ein schärferes Auge, als das Einis, für allzu vertraulich gehalten hätte.

„Untröstlich, wenn ich belästigen sollte,“ lispelte Stasi bescheiden. „Sie haben gewiß, Herr Wenzeslaw, dem Fräulein hier wieder eine schöne Hymne einstudiert, die morgen uns alle in höhere Regionen versetzen wird?“

Wenzel verbeugte sich abermals. „Wir haben wirklich

einiges repetiert, das Fräulein hier und ich; aber wir waren soeben fertig, und nichts hindert uns, diese düstere Kapelle zu verlassen."

"Nicht eher," bat die Majorstochter, „als bis ich ein Probchen Ihrer Leistungen gehört habe. Wüßten Sie, was ich für eine Musikhärrin bin! Schon oft wollte ich Sie bitten, mich in Ihrem Kirchengesang mitwirken zu lassen."

„Euer Gnaden singen auch?"

„Seit meiner Kindheit. Aber mehr weltliche als geistliche Musik. Aus dem „freischütz" singe ich Ihnen ohne Unterschied die Partie des Annschens wie der Agathe, zum Hinschmelzen gern die große Arie der Lehrern."

„Die singt auch Fräulein Eini hier, sehr, sehr schön. Sie müßten's hören." Der Künstler sprach aus ihm.

Der Majorstochter wäre ein Eingehen auf ihre eigenen Leistungen lieber gewesen. Sie fragte daher gedehnt: „So, wirklich? Und ich hatte geglaubt, das Fräulein sänge nur in der Kirche, und man sagt — wie ist mir denn — Sie seien Naturfängerin und sängen ohne Noten?"

„Ganz recht," sagte Eini und trat mutig näher, „was ich nicht lesen kann, das höre ich, und der Herr Wenzel ist so gütig und spielt mir die Melodie, dann lerne ich die Worte auswendig und singe nach."

„Und das trägt nicht? Nein, solches Talent hab' ich nicht, aber dafür eine gute Schule — bei den Herren Wild und Cicimara gelernt. Und im Vertrauen darauf, wage ich hiermit, mich dem verehrten Gesangsverein von Wolfenau zur Verfügung zu stellen."

Wenzel dankte verbindlich und nahm das Unerbieten an.
„O weh,“ dachte Eini.

„Nun aber,“ drängte das Fräulein, „stimmen Sie, bitte, an! Ich sterbe vor Ungeduld.“

Eini hatte die größte Unlust, jetzt zu singen. Aber der Mutter Warnung eingedenk bezwang sie sich und stimmte zu Wenzels Begleitung ein altes Kirchenlied an.

Sie brachte es glücklich zu Ende, wenn auch mit weniger Kraft und Ausdruck als sonst.

Am Ausgang der Kapelle, im halben Abendlicht, trat jemand, ein großer, städtisch gekleideter Herr, rasch zur Seite, als ob er sich beim Horchen auf den Gesang hätte überraschen lassen. Er wollte grüßend seines Weges gehen, aber Fräulein Stasi, die gern Bekanntschaften schloß, rief ihm munter entgegen: „Ach, da haben wir den jungen Herrn Firlinger aus Wien! Ich weiß, daß die Herrschaften heute angekommen sind.“

„Ich bin der Nefte, nicht der Sohn des Herrn Firlinger,“ erwiderte Friedrich, den Hut ziehend. Dabei betrachtete er mit unzweideutigem Interesse das junge Mädchen, das nach der Majorstochter aus dem Kreuzgange trat. Das war sie, und so nur konnte sie aussehen.

Eini aber wandte ihr unschuldiges Gesicht, über das der heutige Abend soviel Stürme gebracht hatte, befremdet ab. Noch nie im Leben glaubte sie so starr, so unverwandt angeblickt worden zu sein. Fräulein Majorstochter ließ den Fremden aber nicht los und fuhr im Weitergehen fort, ihn auszufragen, unbekümmert ob der einsilbigen Antworten.

Wenzel dagegen suchte auf dem Heimwege seinen Frieden mit Lini zu schließen. Er bat sie, ihn, den heimatlosen, den wandernden Künstler, mit anderem Maßstabe zu messen, als die Alltagsmenschen, unter denen sie aufgewachsen sei. Das arme Kind wollte so gern auf seine Entschuldigung hören.

„Glaube dir leicht, was du sagst, mein Wenzel,“ flüsterte sie ihm beim Abschiednehmen an der väterlichen Hausthür zu und legte vertrauend ihre kleine, heiße Hand in die seine. „Aber rede nie wieder, wie heut, nie, es triebe mich in den Tod. Denn lieb hab' ich dich wohl, und mehr als du denkst. Gute Nacht.“





Wer am Sonntag Morgen das Agnus Dei so glockenrein und seelenvoll, wie eines Engels frommen Gruß, vernahm und das liebliche Kind im bescheidenen, schwarzen Kleide am Altar stehen sah, der ahnte wohl nicht, daß auch sie bereits auf den Kampfplatz irdischer Nöte und Leidenschaften berufen und erst in den Thränen und Gebeten einer schlaflosen Nacht zu der Ruhe gereift war, die aus den verklärten Tönen ihrer Himmelsbotschaft sprach. Viele dankbare Blicke folgten ihr, als sie zwischen Vater und Mutter, von der Brüderschar umschwärmt, in ihr anspruchsloses Heimwesen zurückkehrte. Und wen wahres Mitgefühl zu ihr hinzog, den wird es freuen zu hören, daß ihr im Gegensatz zu vielen arbeitschweren Tagen heute ein sonniger Festnachmittag vergönnt war, ein Besuch des Herrn Wenzel, der in seinem schwarzen Anzuge, mit seinen höflichen Manieren und klugen, treuherzigen Reden den Eltern heute so respektabel erschien, daß sie ihn dabehielten und zum ländlichen Abend-

brot auf der „glatten Höhe“ einluden. Was für Stunden im maigrünen Walde! Weithin Berge und immer wieder Berge, an den Abhängen zur Linken das weißschimmernde, blütenreiche Wolfenau, zur Rechten ins Land hinein das strahlende Wien, die schöne, sagenreiche Kaiserstadt. Und was für Blumen trugen die Brüder herbei und schmückten ihre Sängerin damit! und wie mundete das schmachtvolle Nachtessen im Schatten der Bäume! Und alles unter den Augen der Eltern, an der Seite des Geliebten, der heute so fromm und glücklich aus den zärtlichen Augen sah, daß die gestrigen Schreckbilder nur den Ängsten eines bösen Traumes entsprungen schienen.

Die vielen Begegnungen — es war heute der erste Sonntag im Maimond und die ganze Welt unterwegs — vermochten dem Glück der Liebenden nichts anzuhaben. Weder die Majorstochter, die, mit reichem Schmuck behängt, in der Mitte vieler großstädtischen Herrschaften vorbeiging und des Grüßens und Herüberlugsens kein Ende fand; auch nicht der fremde von gestern Abend, der als Glied einer großen Wiener Gesellschaft etwas länger bei der Aussicht auf der „glatten Höhe“ verweilte und nicht unterließ, dem Lehrer und Lini durch Hutabnehmen seinen Respekt zu bezeigen.

„Da ist sie, Kinder,“ sagte Frau Girslinger im Vorbeigehen, „das hübsche Mädchen mit den freundlichen Augen; seht da, der die Buben eben einen grünen Kranz auf die Stirn drücken. Sieh, sieh, der Friedrich hat sie soeben begrüßt; doch wirklich ein reizend liebes, unschuldiges Gesicht. Und mit welcher Anmut sie sich schmücken läßt und den Buben

steuert! In jeder Bewegung ist Natur und angeborene Schönheit."

Näherer Erklärung bedurfte es nicht. Seit dem Kirchengang war unter den zahlreich erschienenen Gästen aus Wien bei Firlingers immerfort die Rede gewesen von der Wunderstimme, die heute Morgen alles in Staunen und Andacht versetzt hatte. Friedrich allein, der große Sänger, blieb wortfarg unter den begeisterten Lobrednern. Doch gab er zu, daß er nie im Leben etwas Wohlkautenderes gehört habe.

"Gerade in der höchsten Höhe," rief ein anderer Vetter der Firma, der soeben eine große Rundreise durch Europa beendet und alles gehört hatte, was die Musikkwelt Großes bietet, "gerade in der höchsten Höhe — ich meine, sie könnte bis zum hohen f steigen und klangvoll bleiben — hat diese Stimme eine Weichheit, ich möchte sagen, eine durchsichtige Reinheit sondergleichen."

"Daß unser ländliches Wolfenau einen solchen Schatz in sich birgt!" triumphierte Frau Firlinger.

"Besser wär's, Frau Muhme, Ihr hättet sie nicht hier. Ich gönne Euch alles Gute, aber eine solche Stimme gehört nach Mailand."

"Auch Wien ist nicht zu verachten, und so nahe."

"Im Namen der Kunst, diese Perle darf nicht im Dunkeln verborgen bleiben. Was sagst du, Friedrich?"

Friedrich hatte sich endlich wieder zu ihnen gefunden. Er ging seit gestern wie halb im Traum, schlafend und wachend von dem Wunsche beseelt, den Bereich, die Ausdehnung dieser beispiellosen Stimme näher kennen zu lernen. So gab er

nur ausweichende Antworten. Auch im Hause, als sich die Gesellschaft vor der Abfahrt nach Wien noch zu ungezwungener Unterhaltung zusammenfand und ihn um einige Lieder bat, fühlte er sich anfangs so wenig aufgelegt, daß er damit zurückhielt, und als er endlich doch seinen geliebten „Wanderer“ vortrug, geschah es mit geringem Aufschwung. Widerstrebend folgte er den anderen nach Wien, und als er am nächsten Samstag mit der Familie nach Wolfenau zurückkehrte, war es sein Erstes, vor Linis Fenster, vor der Kapelle und dem Mesnerhause umherzustreifen, um den Schall ihrer süßen Stimme zu vernehmen.

Umsonst. Maifröste und Regenschauer hielten die Fenster geschlossen und die Menschen im Hause.

Auch auf den Firlingerschen Sonntag wirkte die Ungunst des Wetters. Die Gäste blieben ihnen aus, und sie gingen zu dreien allein in die Messe. Der Kirchengesang trat heute mit mehr Prunk auf als das vorige Mal. Ein blondes, weißgekleidetes Fräulein sang eine lange, italienische Arie mit ziemlich ungeschickter Begleitung der Knabenstimmen. Zum Schluß hob sich dann Linis Gebet wie eine Taube mit weichem Flügelschlag in den reinen Äther empor. Wieder überkam die Hörer eine feierliche Stimmung, die nicht mit den letzten Tönen ausklang. Gedankenvoll ging Frau Firlinger zwischen Mann und Neffen.

„Hört,“ sagte sie, plötzlich stehen bleibend, „wäre es nicht passend, da wir heute allein bleiben, ein paar Besuche zu machen?“

„Und bei wem, wenn's beliebt?“

„Nun, ich denke doch, es schickt sich, zum Pfarrer zu gehen.“

„Nur nicht heute gerade, wo er von den sonntäglichen Mühen ausruht.“

„Das heißt, mein Fränzchen hat keine Neigung zum geistlichen Herrn,“ sagte Herr Firlinger lachend.

„Spotte nur. Sicherlich geh' ich ins Pfarrhaus, schon der Ortsarmen wegen, aber lieber morgen als heute, da wir doch die Woche über hier bleiben. Und auch zur Frau Pflegerin im Rathhaus am Markte will ich in den nächsten Tagen gehen, und zum Herrn Lehrer, dem alten, mein' ich der junge ist mir zu hübsch.“

„Und zu der Majorsfamilie, Frau, nicht wahr? Das Fräulein mit den hellen Locken läßt dir keine Ruhe?“

„O die! Nein, Anton, aber zu den Leutnants hier im kleinen Hause möcht' ich; ich muß das Herzenskind mit der Seelenstimme kennen lernen; und du, Anton, begleitest mich, nicht wahr?“

„Gern. Und der Friedrich?“

„Entschuldigt mich!“

„Nun, und warum denn nicht?“

„Es sieht so neugierig aus, wenn wir zu dreien kommen. Ihr aber, ein ansässiges Ehepaar, — die Leute werden sich geehrt fühlen.“ Und ohne ihre Antwort abzuwarten, verließ er sie.

Eilends stieg er den Hügelweg hinan. Es wäre ihm unmöglich gewesen, jetzt vor das Mädchen hinzutreten, das alle seine Gedanken erfüllte — nicht sie, aber die hohe Berufung zur Kunst, die sich in ihr offenbarte.

Indessen näherte sich das Ehepaar seinem Ziel und wurde in der Hausthür von einem freundlichen Bübchen begrüßt und in das Wohnzimmer geführt. Überall, wohin das Auge fiel, ein rührender, achtungswerter Kampf zwischen Dürftigkeit und sauberster Ordnung. Diese fahlen, aber frisch getünchten Wände, das gebrechliche Sofa mit grobem Baumwollensstoff bezogen, wie oft gewaschen und ausgebeffert! Tische ohne Decken, Stühle mit steifer, schmaler Lehne, nur am Fenster ein einziger, steifer, hartgepolsterter Sessel, aus dem der Hausherr sich erhob. Der linke Ärmel seines Rockes hing lose herab und war leer.

Er trat seinen Gästen mit dem Anstande bester Erziehung entgegen. Eine mittelgroße Gestalt, im ausdrucksvollen Gesicht ein Lächeln, das rasch aus der ersten Verwunderung zu höflichem Begrüßen überging. Er bat die Gäste, die sich durch Nennung ihres Namens einführen zu müssen glaubten, auf dem Sofa Platz zu nehmen, und schickte den kleinen Hansel, Mutter und Schwester zu holen.

Frau Leutnant kam arglos mit der Küchenschürze. Aus der bauschigen Tüllhaube sah ein fluges, erfahrungs- und sorgenreiches, treues Muttergesicht hervor. Die Tochter hatte das schwarze Kirchenkleid schon mit einem bunten, leinenen vertauscht, in dem sie überaus jung und kindlich aussah. Sie hielt sich sehr zurück und ging in ihrer Bescheidenheit, wie Frau Firlinger meinte, allzuweit. Und doch, nachdem die ersten Fragen über die Vorzüge des Ortes ausgetauscht waren, wurde das demüthige Mädchen in den Mittelpunkt der Unterhaltung gezogen, ohne daß sie es wehren konnte. Herr und

Frau Firlinger überboten sich, ihrer Freude über den herrlichen Gesang einen beinah überschwenglichen Ausdruck zu geben.

Eini erglühte lieblich bis in die Stirn und sagte ganz unschuldig, daß ihr kein Verdienst beizumessen sei; nur dem Vater da, der ihr die ersten Lieder gelehrt, und den Herren Lehrern, die sie unterrichtet hätten."

"Und singen Sie auch weltliche Musik, Fräulein?"

"Aun, Euer Gnaden, was sich hier eben lernen läßt. Ich singe wohl einiges vom Weber, die Arien aus dem Freischütz."

"Wie angenehm, daß es hier so guten Unterricht giebt! Und können Sie sich selbst begleiten?"

Eini ließ beschämt den Kopf sinken und sagte errötend: "Nein, nein, werthe Frau, das kann ich nicht."

"Der Unterricht ist mangelhafter, als Sie annehmen, gnädige Frau," hob der Vater lächelnd an. "Bedenken Sie, eine Dorfschule, in der erst seit kurzem, seit unsere Eini ihr längst entwachsen ist, etwas Musik getrieben wird. Das arme Kind muß sich so behelfen. Auch mir fehlen die Kenntnisse und, hätt' ich sie, die Zeit."

"Und die Eini hilft mir," sagte die Mutter, "auch im Haushalt brav; da kann nicht allzuviel musiziert werden. Ich werde nicht fertig ohne sie."

"Und auch das ist ja ein schöner Beruf," meinte Frau Firlinger nachdenklich. "Nichts muß doch erfreulicher sein, als ein kinderreiches Haus, Frau Leutnant, und alle Sorgen wollt' ich gern in den Kauf nehmen, wenn's mir geworden wäre."

„Es ist so des Herrn Wille, und sein Segen wird nicht ausbleiben,“ sagte die Mutter ergeben.

„Aber hin und wieder eine Zerstreuung wird Ihnen allen wohlthun, und dazu ist doch wohl in Wolfenau Gelegenheit?“

„Nun, gnädige Frau, die Berge und Wälder sind schön, und was das Gotteshaus einem bietet. Das ist aber auch alles. Geselligkeit ist hier nicht.“

„Wie? es sind doch mehrere Honoratioren-Familien hier ansässig?“

„Aber nicht für uns. Die Mittel würden nicht erlauben, gastfrei zu leben. Da bleibt einer leicht allein.“

„Das muß aber zwischen uns anders werden, liebe Frau Leutnant. Sie glauben nicht, wie viel ich mir von Ihnen verspreche. Sind wir auch nur Wandervögel, fürs erste bleiben wir doch ein paar Wochen hier, in denen wir uns gleich recht miteinander befreunden können. Sie müssen uns oft besuchen, auch der Herr Gemahl und das liebe Töchterchen.“

„Gleich heute, wenn's Ihnen zusagt,“ fiel Herr Firlinger ein, um nicht hinter seiner Frau zurückzubleiben.

„Ja, ja,“ rief seine Frau und dankte ihm durch einen freundlichen Blick, „bitte, kommen Sie doch ja recht früh und trinken Sie eine Schale Kaffee mit uns.“

„Und bleiben gleich zum Abend, ein bescheidenes Nachtessen mit uns zu teilen,“ überbot Herr Firlinger seine Frau. Ein zweiter herzlicher Blick ihrerseits.

„Wohl, wohl; draußen ist's ja so unheimlich, da friecht man gern eng zusammen.“

Die so unerwartet aus ihrem Dunkel gezogenen Familienmitglieder sahen einander an.

„Gar zu große Güte, in der That, von den verehrten Herrschaften,“ sagte der Leutnant. „Und was meinst du dazu, Mutter?“

„Nun, ich meine, daß wir mit Dank am Nachmittag kommen, aber zum Abend heimkehren. Es ist wegen der Buben.“

„Sind alle willkommen,“ beharrte Herr Firlinger.

„Um keinen Preis!“ widersprach die Mutter lachend. „Ach, wenn Sie den Lärm kennten und die Wirtschaft, die fünf tobende Buben ausführen! Nimmermehr! Da macht Ihnen die Lini bessere Musik.“

„Ach ja, wenn das Fräulein etwas singen wollte! Ein gutes Klavier steht bei uns, und auch einen Begleiter können wir Ihnen stellen, einen wackern. Ach, wie freue ich mich auf den Nachmittag!“

Und unter Beteuerungen gegenseitiger Zufriedenheit trennten sich die beiden Familien.

„Nun, Lini,“ fragte die Mutter beim Anrichten in der Küche, „bist ja so in dich versunken. Haben dir die guten Menschen nicht gefallen?“

„O das schon, aber tot schämen muß ich mich, wenn ich da heute singen soll und nichts kann — vor dem stolzen, aufgeblasenen Stadtherrn, dem Neffen, demselbigen, der mich wahrscheinlich begleiten soll. O, wie mir der Mensch verhaßt ist mit seinen ruhigen Blicken, die einem alles herausholen möchten!“

Dedekind, Achten Lini.

3

„Brauchst dich nicht zu fürchten, hast guten Schutz.“

Eini schwieg still; aber als sie am Nachmittag, sonntäglich gekleidet, herunterkam, hatte sie rotgeweinte Augen.

Wenige Schritte vom Hause begegnete ihnen die Majorsfamilie. Fräulein Anastasia hatte Wenzel neben sich. Er war fein gekleidet, sah erregt aus und sprach aufs lebhafteste zu ihr. Vermutlich hatte er zur Belohnung für Stassis erstes Auftreten im Kirchengesang eine Mittags-Einladung von Majors erhalten.

Arme Eini, jetzt verstehe ich deine Thränen.

Die Mutter neigte sich zu ihr und sagte ohne Schärfe, aber eindringlich: „Ich erwarte, daß sich mein Kind zusammennimmt. Die Leute, zu denen wir gehen, scheinen brav. Laß sie nicht entgelten, wofür sie nicht können. Und, Eini, hör': ‚Ob auch die Wolke sie verhülle, die Sonne bleibt am Himmelszelt.‘ Schau, und da tritt sie gar hinter den schwarzen Wolken hervor, die liebe Sonne, und scheint so hell in den blühenden Garten; und wie freundlich die Gesichter, die uns schon von der Thür aus begrüßen! Auf denn, mein Kind!“

Eini warf einen flehenden Blick auf ihre Mutter und erwiderte warm deren Händedruck.

Und so schritt die Achten-Eini zum erstenmal über die saubern Kieswege des Firlingerschen Gartens in Wolfenau.





Sebenslänglich hat Lini diesen ersten Besuch bei Fir-
lingers in Erinnerung behalten. Die wenigen Stun-
den eröffneten ihr einen ganz neuen Horizont. Sie lernte,
was sie bisher nur ganz dunkel geahnt hatte, daß die Musik,
in der sie bisher eine mächtige Naturgewalt, einen holden
Lebensreiz erkannte, durch einen geistigen Prozeß geädelt, zur
höchsten Kunst ausgebildet werden kann.

Die Vorstellungen der Mutter hatten bewirkt, daß sie sich
alle Mühe gab, den heutigen Trübsinn und ihre angeborene
Blödigkeit zu überwinden. Da aber das feinfühlende Mäd-
chen nur zu genau wußte, was ihr, dem Kinde der Armut
und der Arbeit, an feinerer Bildung abging, so blieb ihr bei
jeder Bewegung in der neuen Umgebung und bei jedem
Gespräch ein so natürlicher Ausdruck mädchenhafter Bescheiden-
heit, daß sie ihre menschenfreundlichen Wirte dadurch nur
noch mehr bezauberte.

Der gefürchtete Friedrich war allerdings gegenwärtig, aber so zurückhaltend in Reden und Blicken, daß sein Vorhandensein wenig Eindruck machte bis zu dem Augenblick, wo musiziert werden sollte.

„Hat das Fräulein denn keine Noten mitgebracht?“ fragte Herr Firlinger arglos. Eini wurde blutrot. Ihr Vater sagte: „Noten, die giebt's ja nun einmal bei uns nicht, lieber Herr. Das Kind singt, wie die Vögel da draußen.“ Und als sich das Ehepaar Firlinger verwundert ansah, schlug Friedrich rasch das Piano auf und begann die Begleitung der großen Freischütz-Arie zu spielen. Schüchtern trat Eini näher und sang, erst gedämpft und unsicher, aber nach und nach fiel der Bann von ihr ab, und frei und selig trugen die sanften Wellen des Gesanges sie in das unbekannte Reich, an dessen Pforte sie schon oft sehnsüchtig gestanden.

Eine tiefe Stille herrschte im Zimmer, als ihr letzter Ton verklungen war. Dann hörte man Frau Firlinger schluchzen und dazwischen ihre aus dem Herzen gesprochenen Worte: „O, Sie glückliche Mutter und Sie gottbegnadigtes Kind! was für ein reiches Leben steht Ihnen bevor! Habe ich nicht recht, Anton? Sag' an, Friedrich, der du dich darauf verstellst.“

„Muhme, zu sagen ist hier nicht viel, nur zu hören. Wenn das Fräulein mehr singen möchte!“

Eini willigte ein. Das Fieber war über sie gekommen und alle Angst überwunden. Nur mehr Musik! Sie glühte in höheren Farben.

Friedrich verstand sich so gut auf das Vermitteln. Er

erriet, was sie konnte, und begütigte durch sein Spiel, wo es ihr fehlte. Er schlug ein Lied, eine bekannte Arie vor; er nannte ihr den Text und führte ihr bewundernswertes, aber ungewecktes Talent glücklich vorwärts. Dabei hatte er eine Ruhe, eine Nüchternheit, die ihn persönlich von ihr fern hielt. Das empfand das Dorffind wohl, und es gestand sich, in dem fühlen, überlegenen Stadtherrn seinen Meister gefunden zu haben. Wie anders ihr Wenzeslaw! Liebe, Sangeslust und wieder Liebe! Es überlief sie heiß, und mit dem süßesten Ausdruck sang sie ihm das schöne Volkslied, „Morgen muß ich fort von hier.“ Bei den Worten

„Sonn und Mond begegnen sich,
Ehe sie sich trennen“

hielt sie plötzlich inne; „ehe sie sich trennen,“ wiederholte sie. Friedrich folgte mit der Begleitung; jetzt stockte sie aber ganz und sagte: „Verzeihung, ich finde es halt nicht, ich kann nicht.“

„Mein Herzenskind hat Ruhe nötig und eine kleine Erfrischung,“ rief Frau Firlinger besorgt und bemühte sich um die erbleichende Lini. Das junge Herz, durch Töne, Begeisterung und Beifall berauscht, rang in schwerem Kampfe. Ein sorgenvoller Blick der Mutter erst rief sie in die Wirklichkeit zurück. Ja, sie plauderte bald wieder heiter und ließ beim Scheiden den Wunsch und das Versprechen zurück, ein häufiger Gast in diesem Hause zu sein, das Lebensfreude und Wohlwollen atmete.

Aber daheim, als der Abendtisch abgespeist, die Brüder besorgt und die Eltern zu Bett gegangen waren, saß Lini

noch lange wach. Ihr Blut wollte sich nicht beruhigen und pochte in allen Pulsen. Diese neue Welt, in die sie heute einen Blick gethan hatte, und die alte, in der sie lebte und liebte, wollten sich nicht in Einklang bringen lassen. Hier Klarheit und Harmonie, dort Künstlers Erdenwallen in wilder Abentenerlichkeit. Ach, wohin wird's noch kommen?

Sie stand am offenen Fenster und ließ die heißen Wangen, die brennende Stirn vom Nachtwinde kühlen. Kein Stern am Himmel und keiner in der verzagten Brust. Da klang es leise, hold bethörend, herüber:

„Läge das tiefste Meer
Zwischen mir und dir —“

und dem verzauberten Saitenspiel antwortete eine sehnsüchtige Mädchenstimme:

„Und über die Wasser
Käme ich her —“

Noch einmal rauschte es in den Zweigen und glitt wie im Traume über die Saiten. Dann wurde es still, und die Nacht senkte sich herab über Müde und Wache.





Sini wachte am andern Morgen im Vollgefühl ihrer Liebe auf und ging beherzt und gesund an des Tages Arbeit. Das kleine Peterle war weinerlich und wollte gern von der Schwester in die Schule gebracht sein. Wie gern nahm sie's an die Hand und führte es hin — zum alten Herrn Beinhofer freilich nur, der die Jüngsten beibehalten hatte. Aber im Vorübergehen konnte sie's nicht unterlassen, durch die offene Spalte in Wenzels Schulstube zu blicken. Da saß er, nachlässig vorgebeugt, den Kopf in beide Hände vergraben. Die Jungen auf und zwischen den Bänken lachten und tobten durcheinander. Er bemerkte Sinis Nähe, sprang rasch auf und trat mit freundlichem Gruße zu ihr auf den Vorsaal. „Sieh da, mein Fräulein,“ sagte er, verbindlich lächelnd, „was verschafft uns die Ehre? Haben die Herren Brüder nicht ohne Geleit kommen wollen? Ach, Eini,“ senkte er dann, rasch in den bittersten Ernst über-

gehend, „ich möchte, du nähmest mich auch an der Hand und brächtest mich weg, weit weg.“

„Wenzel!“

„Halt's ein anderer aus, ich nicht! Du weißt's, Eini, es bleibt dabei.“

„Herr Gott im Himmel und alle Heiligen, was du mich erschreckst! Du wirst doch die Geduld nicht verlieren?“

„Wie sollt' ich verlieren, was ich nie beseffen hab'? Geduld und 's ewige Einerlei, was ich dir sag', daran geh' ich noch zu Grunde.“

„Ihr alle Heiligen, so hast nie gesprochen, so trotzig. Du, der so viel weiß und dem alle Menschen gut Freund sind —“

„Mir? Verlassener bin ich als der schlechteste Zigeuner auf der Heide, denn der hat seinen Stamm, ich habe keinen.“

„Wenzel!“ die Thränen stürzten ihr aus den Augen.

„Weine nicht, Eini, ich kann's nicht sehen,“ und er zog sie an sich und küßte sie; und sie wehrte es ihm nicht, er that ihr zu leid.

Dann sagte sie plötzlich, unter Thränen lachend: „Was klagst denn so jammervoll, und bist doch gestern erst in reicher Leute Haus zu Gast gewesen. War's denn schön bei Majors?“

„Ei, ei, Eini! Vielleicht nicht so schön, wie bei den Sirlingers. Mein Kompliment. Ich mußte beinah lachen, wie du so sittig zwischen Vater und Mutter dorthin wandelst. O, diese Vornehmen! Ja, wenn's regnet, und die Stadtleute ihnen ausbleiben, dann sind wir gut genug, dann laden sie

uns, das heißt deine Stimme und meine Geige, sich zum Zeitvertreib zu Gaste."

"O, lache doch nicht so böse; die Menschen sind ja so lieb und brav, diese Firlingers."

"So? der blonde Kehzerpastor wohl auch? Mich freut's. Und meine Majors waren ja auch sehr nett, sehr nett, ich kann's beschwören."

"Und wird die Fräulein Stasi am nächsten Sonntag wieder mit uns singen?"

"Ei freilich, Lini, die hält uns fest, Lini." Er sah sie mit seinen mandelförmigen Augen und den beweglichen Pupillen darin so listig und bedeutungsvoll an, als läge viel dahinter. Aber Lini scheute sich, mehr zu fragen, und schwieg still. Dann reichte er ihr plötzlich beide Hände mit dem treuerherzigen Ausdruck, der alles wieder gut zu machen pflegte.

"Mein Liebster," sagte sie weich, "und mache mir nur nie wieder solche Angst."

"Weiß nicht, Kind. Lange geht's so nicht mehr, denk' an mich. Und nun hör' die Buben, dies rohe Gefindel; und so ist's einen Tag wie den andern. Wer erträgt das?"

"Vergieb, ich hielt dich auf," sagte Lini und wandte sich zum Gehen. Er wollte sie zurückzerren, aber sie entzog sich ihm sanft und glitt eilig die Treppe hinunter. Noch einmal drehte sie den Kopf nach ihm um. Er stand unbeweglich an derselben Stelle und starrte ins Leere.

Wie lange Lini den Abend am offenen Fenster auch harrete, kein Ton flog zu ihr herüber.

Den Tag darauf hatte sie im Orte Einkäufe zu machen.

Sie ging während der Schulzeit. Zu ihrer größten Verwunderung traf sie im Hölzchen, das sie zur Abkürzung wählte, auf Wenzel und die Majorstochter. Von Verlegenheit bei den beiden keine Spur. Sie blieben bei ihr stehen, um mitzuteilen, daß sie in Musiksangelegenheiten zusammen ausgegangen seien und auch mit ihr darüber beraten würden. „Denn, sehen Sie, Fräulein,“ sagte Stasi, „ich möchte mich des Kirchengesanges etwas annehmen; lassen Sie uns mit vereinten Kräften zu seiner Hebung beitragen.“

Eini meinte, das möchte ja ganz schön sein, nahm kurzen Abschied und ging bekümmert weiter. Gleich darauf begegnete sie der Frau Firlinger mit Friedrich. Die gute Frau entschuldigte sich, daß sie noch keinen weitem Versuch, Eini bei sich zu sehen, gemacht habe. Es seien ihr unerwartet Gäste aus Wien gekommen. „Gäste aus Wien,“ dachte Eini und empfahl sich. Frau Firlinger sah ihr nach.

„Wie bleich das Mädchen ausah, und wie förmlich es that! Friedrich, die verkümmert uns hier. Wir müssen etwas für sie thun. Am liebsten nähme ich sie ganz zu mir.“

„Ernstlich, Muhme? Es wäre wohl der einzige Weg, sie auszubilden. Aber die Eltern geben sie nicht her, oder vielmehr, sie ist hier nicht wegzubringen,“ sagte er sinnend.

„Das ist noch die Frage. Und anfangs bleiben wir ja hier, da gäbe es keine Trennung. Friedrich, mein Sohn, wie, wenn du dich der Sache annähmest und ein wenig ins Haus horchtest, zum Beispiel bei dem Lehrer?“

„Beste Muhme, nein. Der Mensch ist mir zuwider, ich gehe dem Slowakengesicht aus dem Wege, wo ich kann.“

„Ist doch ein so hübscher, junger Mann und soll der Eini heimlich verlobt sein, wie die Leute wissen wollen.“ —

»Lupus in fabula,« sagte Friedrich leise. Und wirklich, in geringer Entfernung ging der Herr Wenzeslaw vor ihnen mit einer Dame, der blonden Sängerin vom letzten Sonntag. Aber wie er zu ihr sprach und sich von ihr anblicken ließ, konnte man ihn nicht gut für den Bräutigam einer andern halten.

Denselben Abend ließ sich die Geige wieder hören, erst leise, dann dringender, aber sie blieb unbeantwortet.

Am nächstfolgenden Tage stellten sich wirklich der Herr Lehrer und die Majorstochter zusammen bei Leutnants ein. Sie schienen ein Komitee für Kirchenmusik gebildet zu haben und wollten um Einis Beitritt bitten. Da zufällig auch Frau Firlinger gegenwärtig war, um mit Eini Verabredungen zu treffen, lenkte sich das Gespräch auf den Herrn Friedrich, von dessen Musikkunde schon viel die Rede gewesen war. Frau Firlinger sagte sofort gut für ihn und bat sogleich um die Ehre, den neugebildeten Verein am Nachmittag bei sich zu sehen.

Es gab ein etwas gequältes Zusammensein. Der Lehrer sollte natürlich alles leiten, und dabei zeigte es sich, daß er ein Stümper neben Friedrich war. Dieser überließ jenem aber selbstverständlich den Vortritt und hielt sich — etwas vornehm, wie die Gesellschaft meinte — zurück. Doch wurde er zum Singen bewogen, und erst heute erfuhr Eini, was für eine wohltonende, etwas schwermütige Bassstimme in dem nüchternen Menschen steckte. Sie selbst war an diesem Tage

schwächer als sonst, und doch sang sie die spitze Stimme der Majorstochter ohne jede Anstrengung siegreich nieder. Im ganzen brachte es nicht viel an dem Tage mit der Musik, und auch die Laune blieb eine gedrückte, trotz aller Gastlichkeit der Wirte.

Nachdem die Sache auf den nächsten Sonntag eingeleitet und eine abermalige Probe festgesetzt war, trennte sich die Gesellschaft. Wenzel schlug Lini vor, zusammen das Fräulein Stasi nach Hause zu geleiten, wozu sie mit Freuden willigte, da der Plan ihr ein schließliches Alleinsein mit dem Geliebten sicherte. Das wurde ihr denn auch, nachdem die Majorstochter glücklich abgeliefert war, aber es gereichte ihr nicht zu voller Befriedigung.

„Was hast nur, Lini, mit deinem Prinzessinwesen?“ fragte er unartig, sobald sie allein gingen. „Weißt nicht, ob den Mund aufthun willst oder nicht. Ist dir der Prediger-Kandidat in die Krone gefahren, oder was hast sonst?“

„Ich verstehe deine Worte nicht einmal mehr, Wenzel,“ antwortete sie seufzend, „aber so viel ist gewiß, daß du ein anderer wirst, und daß mir dein Schönthun mit der Anastasia nicht gefallen will.“

„O, ist's nur das? wirst doch nicht gar auf den blonden Fraß eifersüchtig sein? Nein, so lang ich mein' Lini hab' —“ er wollte sie auf offener Straße umarmen.

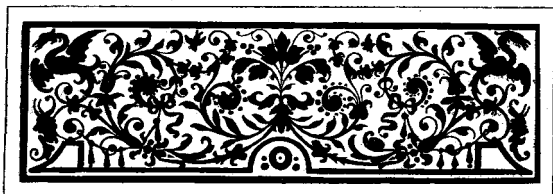
Sie wich erschrocken zurück und drohte ihm mit so lieblicher Gebärde, daß sich die Wolken von seiner Stirn verzogen.

Am selbigen Abend ließ sich die Geige früher als je ver-

nehmen. Und Lini, die Armste, sang ihm, wie eine Nachtigall, ihre ganze unschuldige Liebe zurück. Es war ja spät, die Eltern schliefen, und er sollte nie an ihrer Liebe, wenn er um sie warb, zweifeln.

Die nächste Kirchenmusik machte kein Glück. Nur durch Friedrichs Takthalten wurde sie einigermaßen zu Ende geführt. Aber ganz Wolfenau meinte, es sei doch schöner gewesen, als die Achten=Lini noch allein sang. Das sei die wahre Andacht gewesen.





In den Morgenstunden des folgenden Tages verbreitete sich ein böses Gerücht durch Wolfenau. Der Herr Lehrer, der fremde, habe einen Knaben so gezüchtigt, daß der Junge todkrank zu seinen Eltern getragen wäre, und diese und die Polizei drohten dem Wenzel mit einer peinlichen Untersuchung; vielleicht sei er schon festgenommen.

Der Dagobert brachte die Nachricht mit sprühenden Augen heim. Mutter und Tochter waren allein in der Wohnstube.

„Und für jetzt bleibt die Schule geschlossen, und heute Nachmittag oder morgen übernimmt alles der Herr Beinhofer wieder, der alte.“ Das Vergnügen funkelte dem Jungen aus allen Zügen. Liebe schien der Herr Lehrer nicht gesät zu haben.

Die Mutter sah erschrocken nach ihrem Kinde. Das Nähzeug war rasch zur Seite geworfen.

„Ich muß hin, Mutter; 's wird schon so arg nicht sein,“ rief Lini leichenblaß.

„Warte erst ab,“ mahnte die Mutter.

„Nicht um die Welt!“ Und sie warf sich ein Tuch über mit so zitternden Händen, daß die Mutter selbst es ihr um die Schulter legen mußte.

„Wie dir die Zähne aneinander schlagen! Kind, bleib. Der Vater litte es nicht.“

„Und auch er hielte mich nicht,“ rief sie und eilte stürmisch davon. Wo fand sie ihn wohl am sichersten? drüben im Schulhause? Wenn es wahr wäre! o über diese zornmüthige Laune!

Im Vorbeistürmen bei der Kirche rang sie die Hände zu der hochschwebenden Madonna empor: „O, wenn du heute helfen wolltest! wie oft, o Maria, hast mein stilles Gebet für ihn gehört!“

Die Heilige lächelte blöde, wie immer, von oben herab. Weiter! Da stand die Thür der alten, lieben Kapelle offen, sollte er darinnen sein? Jemand tritt heraus. Ist er's? Nein, der Herr Friedrich, der legt eilends die Thür wieder an und sieht bestürzt aus, als er sie erblickt. So muß es wohl wahr sein. Ihre Scheu vor dem fremden Menschen schmilzt dahin.

„O, Herr Friedrich, wo find' ich ihn, den Wenzel? und wollen sie ihn wirklich festnehmen? ist er wohl hier in der Kapelle?“

Friedrich sieht geisterhaft aus; er gewinnt es über sich und sagt: „Nein, Fräulein, drinnen ist er eben nicht —“

„Und wie Sie das sagen, daran sehe ich, daß er gerade drinnen sein muß.“

„Nein, nein!“ Er stellt sich vor die Thür.

„Und wohl schon gebunden gar? O, aber ich bin stark und kann alles sehen, was ihm widerfährt.“ Und wie ein Pfeil gleitet sie hinter Friedrich hindurch und erzwingt sich den Eingang. Armes Kind!

Nein, sie kann doch nicht alles sehen, was dem Liebsten widerfährt. Mit einem gellenden Schrei verläßt sie den Ort des Schreckens. Im Kreuzgange der heiligen Kapelle hatte Wenzel gestanden und Fräulein Anastasia zärtlich an seine Brust gedrückt.

Zu Tode getroffen, taumelte Lini wieder ins Freie. Ein Augenblick hatte ihr die ganze Welt entzaubert und ihr die Sonne zum frühen Untergang gedrängt.

Was nun? wohin mit dem ungeheuren Schmerz? Zuerst wollte sie ins Weite. Doch nein; sie hätte ihn ja wiedersehen können, ihn. Also nach Hause!

Friedrich hatte sich rasch zum Gehen gewendet. Ihre Verzeiſung durfte keinen Zeugen haben.

Ein Zufall, ein vergessenes Notenblatt ließ ihn in der Kapelle vorsprechen wollen und des unerwünschten Unblicks theilhaftig werden.

Er hoffte, nicht bemerkt worden zu sein. Aber Lini? Es wäre eine gerechte Strafe für die Ehrvergeſſenen. Nun würde sich alles klären und das holde Kind frei werden von unwürdigen Banden. Und doch bereute er bitter, daß er sie

nicht kräftiger zurückgehalten hatte. Er wußte nicht, daß ein liebendes Weib sich nicht zwingen läßt.

Eni legte die Hand auf die Stelle, wo ihr Herz klopfte. War das heiße Herz denn nun kalt und leer geworden? Ein Etwas, das sie nicht benennen konnte, bäumte sich mächtig in ihr auf; Stolz war es, weiblicher Stolz.

Sie ging sogleich zur Mutter hinein.

„Gott sei Dank, daß du da bist! Aber wie siehst du aus! Ist's denn wahr, mein armes Kind?“

„Es muß wohl,“ sagte sie mit zuckenden Lippen. „Bitte, frag' mich jetzt nicht aus, laß mich ein wenig allein, ich — ich — ach, Mutter!“

„Weine dich aus, Eni.“

„Wenn ich's könnte! Sei nicht böse, ich werde schon bald anders.“

„Herr, mein Heiland, du mein gutes Kind! Wart', du sollst ein wenig ruhen;“ und sie führte das todbleiche Mädchen hinauf in die Kammer, zog sie aus wie ein kleines Kind und ließ sie sich auf ihr hartes Bett niederlegen.

„Trink' einen Schluck frisches Wasser und bete, bete zu Maria und den Heiligen.“

„Ja, Mutter,“ und die kleine kalte Hand streichelte die Mutter statt aller Worte wieder und wieder über die gefurchte Stirn und Wange.

„Hast mich, dein alt Mutterle, lieb, und dein Schmerz ist auch mein Schmerz, armes, gutes Kind. Jetzt aber ruhe, ruh' aus, mein Kind.“ Zuletzt stieg Frau Leutnant noch

De de Kind, Achten - Eni.

auf den Stuhl am Fenster und sperrte mit ihrer Schürze, da es keine Vorhänge gab, die Sonne ab.

„Und nun schlaf, mein Kind. Die Heiligen schützen dich.“

„Ja, Mutter.“

In traumähnlichem Zustande, nicht schlafend, nicht wachend, lag Eini da. Sie hörte alles, was im Hause vorging, der Buben wildes Durcheinander, des Vaters Heimkehr gegen die Mittagszeit, der Mutter Rasseln mit Töpfen und Kannen auf dem Herde. Sie lag ganz still, ohne zu denken, ohne zu weinen, mit offenen Augen, die vor sich hinstarrten und wider Willen unausgesetzt die Sonnenstrahlen verfolgten, die an beiden Seiten der Schürze eindrangten und lange, zitternde Lichtstreifen durchs Zimmer bis zu ihrem Bettende warfen. Dann kamen schwere Schritte und leichtfüßige daneben die Treppe herauf. Die Mutter brachte ihr einen Teller Suppe mit Brot und das Hansel ein Gläschen Landwein. Der trat mit großem Stolz auf; als er aber die Schwester im Bette sah, wurde er scheu und kämpfte gegen ein dummes Lachen an.

„Iß und trink, mein Kind,“ sagte die Mutter gütig.

„O, ich danke, das wird nicht gehen.“

„Versuch's nur, ich lasse alles stehen, so ist's dir zur Hand. Und nun muß ich wieder 'nunter, der Vater ist da. Komm Hansel.“ In der Thür wandte sie sich nochmals um.

„Soll ich den Vater grüßen?“

Eini nickte langsam mit dem Kopfe, dann schluchzte es ihr im Halse, aber es flossen keine Thränen.

Vielleicht kam doch nach und nach ein wenig Schlaf; es wurde so schwül in der Kammer, — und dann sah Lini, daß sich die Sonnenstrahlen verzogen hatten. Jetzt war sie ganz wach, und das Schwerste nach einem Verlust, der Gedanke: „Nun wird alles anders,“ legte sich ihr erdrückend aufs Herz. Wohin sie sah, ein grauer Abgrund that sich neben dem andern auf, und in jedem mußte sie aufs neue ihre Liebe begraben, begraben für immer.

Jetzt trieb sie die Angst aus dem Bette. „Wozu heuchele ich eine Ruhe, die ich nicht habe?“ Sie hastete nach ihrem Zeuge und kleidete sich an. „Über womit füll’ ich die öde Zukunft aus? Fassungslos setzte sie sich auf den Bettrand und drückte das Gesicht in die Hände. Sie kam in ein Schwanken und mußte sich mit den Händen festhalten. Nun schweiften die Augen in der Kammer umher und wanderten von einem Gegenstande zum andern. Da lagen haufenweis die Kleidungsstücke und die Bücher der kleinen Brüder. „Nun, zu thun giebt’s ja; ihr sollt’s nicht entgelten, ihr armen Buben, daß man eurer Schwester das Leben vergiftet hat.“

Sie nestelte die Schürze vom Fenster und dachte daran, mit welcher Herzensangst sie die Mutter festgebunden hatte. „Zu den Heiligen sollt’ ich beten, o, Mutter, ich bete zu deiner Liebe; und wie du mir heute die Sonne absperren wolltest, so will ich mich mühen, sie wieder einzulassen in dein Leben.“

Jetzt machte sie das Fenster auf und sah in die grüne Landschaft. Sie wußte noch nicht, wie weh die Maienherrlichkeit einem kranken Herzen thut.

Da vernahm sie ein Sprechen unten im Hause. Herr Gott, diese Stimme! Und dann hörte sie die Mutter ent-
schlossen die Stiege heraufkommen.

„Bist auf, mein Kind, und angekleidet? Stell' dir vor, der Wenzel ist da und will dich partout sprechen. Er sagt, er will sich rechtfertigen gegen alle Verleumdung. Und hätte ich ihm nicht gewehrt, er wäre bei Gott bis vor dein Bett gedrungen. Soll ich dabei verharren, du seist krank?“

Lini fühlte sich von einem Fieberfrost angewandelt. „Ich sehe ihn nicht wieder,“ sagte sie eifrig.

„Du lügst!“ rief der Wenzel und zeigte sich in der Stubenthür; „hier siehst mich in ganzer Gestalt und sollst mich noch oft sehen.“

Die Mutter drängte ihn zurück. Lini, rasch entschlossen, trat auf die Thürschwelle und sagte: „Es ist wohl besser, ich höre ihn an. Brauchst aber keine Angst zu haben, Mutter, es ist das letzte Mal. Wir wollen hinuntergehen.“

„Darf ich gegenwärtig sein?“

„Nein, Mutter. Aber sei ohne Angst,“ antwortete Lini kurz und biß die Zähne auf einander.

Sie hieß Wenzel in das leere Wohnzimmer treten. Sie stand ihm gegenüber und stützte sich mit der Hand auf eine Stuhllehne.

„Die Mutter — das muß ich im voraus sagen — weiß nichts davon. Ich hab's allein gesehen und wollt's ihr ersparen.“

„Nicht? o Lini,“ rief er in altem, zutraulichem Tone, „wieviel Edelmuth von dir!“

„Kein Edelmut, nur Stolz und Scham. Aber bitte, ich verweile nicht gern dabei. Zur Sache!“

„Strafe mich doch nicht mit dem feierlichen Ton; bin ich denn ein Verbrecher?“

„Ein Verräter.“

„Höre mich an, Eini. Du weißt nicht, wie's in der Welt hergeht, wie schwer es einer hat, wenn ihm die Mädel an den Hals fallen.“

Eini fühlte, wie ihr das Blut stromweise zum Herzen drang. „Wenn das die ganze Rechtfertigung ist, die ändert nichts. Ich weiß, was meine Augen gesehen haben. Und seitdem sind wir — für immer geschieden.“

„Eini!“

„Es bleibt dabei.“

„Sieh mich doch an. Bin ich dein Wenzel nicht mehr?“

„Nie gewesen, nie.“

„Du wirst's bereuen, Eini, denk' an mich.“

„Bereuen, ja, den langen Irrtum.“ Und damit verließ sie das Zimmer.

Wenzel stürmte zerknirscht hinterdrein. Aber die Mutter trat dazwischen.

„O, Frau Leutnant, reden Sie der Eini zu. Mit der dummen Geschichte in der Schule wird's wohl einen friedlichen Ausgleich geben. Und wenn ich dann zu Brot komme, Herr und Heiland, wie würd's sein, wenn wir nicht Mann und Frau werden?“

„Wenn Sie's verscherzt haben, Herr Wenzel, unsere Schuld ist's nicht. Das Mädchen hat ein Herz wie Gold;

aber auch das Gold läßt sich nicht ungestraft unter die Füße treten. Machen Sie ein Ende."

"Weisen Sie mir am Ende gar die Thür?" brauste er auf. "Darauf ließe sich ja ein Lied machen und auf der Straße singen."

Mit diesen Worten verließ ein Verlorner die Stätte, die einzige in seinem zerfahrenen Leben, wo ihm Liebe und Friede geboten waren.

Die verschiedenartigsten Gerüchte durchliefen den Ort. Jedoch stand die Polizeifrage im Vordergrund und drohte dem pflichtvergeffenen Lehrer, der einstweilen vom Amte suspendiert war, verderblich zu werden. Von Liebesangelegenheiten unterhielt man sich weniger in Wolfenau.

Sini blieb daheim. Sie that ihre Arbeit ohne Klage, aber mit blassem Gesicht und trüben Augen.

Es war am zweiten Abend nach diesen Vorfällen. Der Leutnant war vom Bureau zurück und saß im Sessel, seine Zeitung zu lesen. Aber seine Augen schweiften darüber hinweg wie seine Gedanken, die sich mit dem gestörten Frieden seines Hauses beschäftigten. Da kam seine Frau hastig herein, und näherte sich ihm mit aufgeregter Miene. "Vater," rief sie aus, "wir haben unser Kind wieder. Diese Nacht ist der Wenzel mitsamt der Majors-tochter verschwunden."

"Das Fräulein Stasi?"

"Hat sich nicht für zu gut gehalten, mit einem Vagabunden durchzugehen."

"Unmöglich! Ist wohl nur erfunden."

„Nein, es ist die Wahrheit. Der Major reißt schon hinterher. Der arme Schelm, er danert mich, so hochfahrend er auch ist. Aber wir, wir haben unser Kind wieder.“

„Wo ist die Lini? weiß sie es schon, und wie trägt sie's?“

„Standhafter, als ich dachte. Sie schien kaum verwundert, als ich's ihr sagte, und sah mich nur so traurig an, ach, Vater, wie leicht lernt doch ein Menschenangeficht den Schmerz des Lebens!“

„Ich will mein Kind sehen,“ sagte er, sie überall mit den Augen suchend.

„Sie sitzt droben auf der Kammer. Laß uns zusammen hingehen.“

Aber Lini war nicht in der Kammer, so wenig wie in der Küche unten. Das ganze Haus wurde durchsucht, der Garten, die nächste Nachbarschaft. Wie machte ihnen das Mädchen angst! Sie hatte so lange das Haus nicht verlassen; was mochte sie angewandelt haben? Die Mutter band ihr Tuch über und eilte zu Firlingers mit geringer Hoffnung, sie zu treffen. Aber wo sollte sie suchen? Herr Firlinger war in Wien, die Frau und Friedrich saßen gemütlich zusammen. Auf beiden Gesichtern spiegelte sich die Herzensangst der Mutter wieder. Hier galt keine Verstellung. Aber Frau Leutnant konnte nur erzählen, was sie wußte.

Friedrich, der eingeweihter war, griff nach seinem Hut. „Seien Sie ohne Sorge, Frau Leutnant. Das Fräulein ist wohl nur ein wenig ins Freie gegangen; sie durfte es

heute zuerst wagen, da die Luft rein ist. Ich bringe sie Ihnen zurück, bleiben Sie nur daheim und beruhigen sie den Herrn Gemahl."

Beide traten ihren Weg zusammen an. Unterwegs meinte Frau Leutnant, Lini könne auch in der Kirche sein oder dort in der Kapelle und am alten Altar beten; es sei ihr Lieblingsort. Friedrich schüttelte den Kopf, sah aber doch nach. Nirgends eine Spur von ihr. Aus dem Kreuzgange strömte ihnen schwere, dumpfe Luft und der Geruch von verdorrten Kränzen entgegen. Hier hatte ein junges Menschenherz vor kurzem seine Todeswunde erlitten.

Friedrich bat um einen der kleinen Brüder zur Begleitung. Nur das Peterle war zur Stelle, und das laborierte an seinem Schuhwerk. Aber es mußte mit, wie es war.

Von Aufschub durfte keine Rede sein. Sie gingen dem Walde zu. Der Kleine war bald ganz zutraulich und erzählte frischweg immer vom Herrn Wenzel, und wie sie ihn alle gefürchtet hätten. Im Anfang aber, da hätten sie ihn alle lieb gehabt; er sei so drollig und so gut gewesen, nachher nicht mehr. Nur mit der Lini, da sei er immer freundlich gewesen.

"Und die Schwester ist wohl auch eine von den Guten?" fiel Friedrich hier rasch ein, "und du hast sie lieb?"

"Das schon, aber streng kann sie auch sein; und wenn sie sieht, daß ich mit zwei verkehrten Stiefeln laufe, —"

"Wenn sie's nur erst sieht!" murmelte Friedrich. Sie stiegen jetzt die "glatte Höhe" hinan. Noch wenige Schritte — ja, sein Gefühl hatte ihn gut geleitet. Da saß

sie, in sich zusammengesunken, den Kopf gegen einen Baumstamm gelehnt, mit müden Augen in die Abendlandschaft blickend, an der Stelle, wo sie vor der Sonnenwende ihres Glückes mit ihm gefessen hatte; — vielleicht die einzige Feier des Abschiedes von ihrem vielbeweinten und schwer bereuten Jugendtraum.

„Eini!“ rief der Kleine erfreut aus.

Sie fuhr wie aus einem Schlafe auf und strich sich träumerisch über die Stirne. Friedrich wollte ihr die Hand reichen, aber sie fuhr ohne Hilfe in die Höhe und hielt sich nur einen Augenblick am Stamm.

„O, Eini, ohne Hut? Dann darfst auch nicht schelten, daß ich mit einem Stiefel und einem Schuh laufe.“

„Peterle, wolltest du mich holen?“

„Ja, ja, und was wolltest du denn eigentlich allein im Walde?“

„Ja, wenn ich das wüßte!“

„O, Eini, im bloßen Kopf aber — wüßt' es die Mutter!“

„Der Abend ist schon kühl, dürft' ich dem Fräulein ein reines Foulard anbieten, das ich bei mir trage?“ fragte Friedrich. Eini zögerte. „Die Frau Mutter ängstigt sich; es giebt so leicht Erkältung.“

Nun nahm es Eini und band sich mechanisch das weiße Tuch um den Kopf; es gab ihr etwas Nonnenhaftes. So kehrten sie schweigsam in den Ort zurück.

In der Nähe der Kirche blieb Eini plötzlich stehen.

„Darf ich fragen, Herr, was mir heute die Ehre Ihrer Beachtung zuzieht?“

„Der Wunsch, jemandem, dem ungerechtes Weh zugefügt ist, als Bruder die Hand zu reichen,“ sagte er freimütig.

Eini schwieg dazu. Vor ihrer Hausthür angelangt, reichte sie ihm nur dankend das Tuch hin, nicht zugleich die Hand. Friedrich hatte es nicht anders erwartet und bot ihr eine gute Nacht.





„Gut, daß ich Sie beide, Vater und Mutter, zusammen finde, da es sich um das Wohl Ihrer Eini handelt,“ sagte Frau Firlinger eifrig bei einem Besuch, den sie den Leutnants einige Tage später in der Mittagsstunde abstattete. „Und wie geht es dem lieben Kinde? Man sieht und hört sie ja gar nicht mehr.“

„Sie thut ihre Arbeit still für sich hin. Im übrigen grämt sie sich ab, daß einem das Herz blutet. Sie sollten nur die schmalen Wangen sehen.“

Frau Firlinger wurden die Augen feucht.

„Und haben die letzten Nachrichten sie nicht etwas beruhigt? Sie kann doch Gott und den Heiligen nicht genug danken, daß die Schlechtigkeit des Menschen an den Tag gekommen ist. Dieser Nichtsnutz! Entführt guter Leute Kind, und läßt sich am zweiten Tage das Mädchen für ein gutes Stück Geld wieder abjagen.“

„Ein Mädchen von Eini's Art," sagte der Vater traurig, „verwindet's nicht so leicht, ihr Herz einem Unwürdigen geschenkt zu haben."

„Das macht ihr Ehre. Aber so darf es nicht bleiben, darin müssen Sie mir recht geben. Es muß etwas geschehen. Das Mädchen hat einmal die schöne Stimme; wenn sie zur Bühne ginge, könnte sie auf eine große Zukunft rechnen."

Die Mutter entfärbte sich. „Nun gar das Theater für unser Kind? Wie schutzlos auf dem schlüpferigen Boden wäre es wohl! Und woher sollten wir die Mittel zur Ausbildung nehmen?"

„Und die Mutter kann ihre Hilfe nicht entbehren. Was wäre unser Haus ohne die Eini?" sagte der Vater bestürzt.

„Wollen Sie mich anhören?" rief Frau Firlinger eifrig. „Sie sind beide zärtliche Eltern und geben das Kind her, wenn es zu seinem Besten ist. Eine Hilfe für die Mutter ließe sich wohl finden, und was das andere betrifft," ihr Ton wurde sehr weich, „so wollen wir gerne, mein guter Firlinger und ich, das liebe Mädchen bei uns aufnehmen, hegen und pflegen und ausbilden lassen. Vererben können wir ihr nichts, dafür ist die große Verwandtschaft da, aber zu einem tüchtigen, selbständigen Mitglied der menschlichen Gesellschaft, ja, will's Gott, zu einer großen Künstlerin mag sie in unserm kinderlosen Hause heranwachsen." Damit reichte sie der tiefgerührten Mutter beide Hände.

Der Vater ging schweratmend im Zimmer auf und ab. Er bekannte, daß es längst sein stiller Herzenswunsch gewesen, das Kind die Bahnen wandeln zu sehen, auf die

ein gütiges Geschick ihr das Unrecht in die Wiege gelegt zu haben schien.

Mit diesem Ausspruch war eine Entscheidung gefallen. Lini, gehorsam, wie immer, aber teilnahmslos, gab nach und folgte ihrer Beschützerin schon in wenigen Tagen nach Wien.

Anfangs that ihr die geschmückte, ewig lachende Stadt weh, und sie fand sich schwer in das behäbige Bürgertum, das sich ihr in der neuen Heimat „am Graben“ erschloß. Auch blieben die Demütigungen, unter denen das ungelehrte, aber feinfühlende Kind schon daheim gelitten hatte, in diesem Mittelpunkt höherer Kultur nicht aus. Aber alles trat zurück vor dem gesunden Pflichtgefühl, das sie beseelte und ihr neben dem Dank für ihre Wohlthäter eine volle Hingabe an den künftigen Beruf vorschrieb.

Gleich zu Anfang hatte sie vor Herrn Düport, dem Direktor des Kärntnerthor-Theaters, singen müssen. Nicht allein nahm er sie nach dieser ersten Probe als Privatschülerin an, sondern behielt sich auch das erste Verfügungsrecht über sie vor für den Fall, daß ihr Talent Wort hielte. Außerdem wurden der berühmte Italiener Cicimara, und der deutsche Sänger Röckl für sie als Lehrer gewonnen; eine dramatische Künstlerin übte ihr Spiel, Deklamation in Versen und Prosa ein, und der Balletmeister hatte ihr im Auftreten, Gehen und Sichbewegen auf der Bühne Anweisung zu geben. Wie mußte sie ihre Zeit ausnützen, um allen Verpflichtungen, mit denen ihre Studien sie überhäuften, nachzukommen! Aber der Eifer war geweckt, schon betrieb sie alles mit Liebe; dabei gelang es ihr nebenbei, sich im Hause nützlich und

beliebt zu machen. Sie frisierte Frau Firlinger, die einen prachtvollen Haarwuchs und eine kleine Eitelkeit darauf besaß, aufs geschickteste, sie trug dem vergeßlichen Herrn Firlinger unermüdlich seine verlegten Notizbücher, Handschuhe und Sacktücher nach, ja, sie behielt sein letztes Wort, erriet den unausgesprochenen Gedanken, den er kaum angedeutet hatte, und wurde so ihres behaglichen, aber leicht zerstreuten Wohlthäters zweites, besseres Gedächtnis. Freundlich gegen die Leute, hilfreich in Küche, Keller und Bodenräumen, bescheiden und aufmerksam gegen die zahllosen Gäste und Verwandten des Hauses, wurde sie bald der allgemeine Liebling. Noch entzog sich der Körper der reichern Pflege, die ihm zuflöß. Lini blieb schwächlich und wuchs nur in die Höhe. Aber im Doppelfeuer der inneren Leiden und der angespannten geistigen Arbeit entwickelte sich ihre seelische Schönheit zu frühreifer Blüte. Die Stirn wölbte sich, die Augen leuchteten von innen heraus, und die jugendfrischen Lippen schlossen sich charakterfest. Schon jetzt fehlte es dem lieblichen Mädchen nicht an Bewunderern. Die jungen Kaufleute aus Läden und Kontor huldigten ihr insgesamt; und mancher werdende oder schon gereifte Kunstjünger, mit dem ihr täglicher Verkehr im Theater sie zusammenführte, schwärmte ihr in allen Tonarten vor. Lini wies alles mit Würde zurück.

Zuweilen schrie eine zerrissene Saite ihres Innern jäh in die Harmonie der Gegenwart. Sie hatte Kämpfe zu bestehen, wenn sie ein Geigen Solo hörte oder dazu singen mußte. Dann überkam sie das brennende Heimweh nach Wolfenau und der alten Zeit. Sie schrieb sehnsüchtige Briefe an die

Eltern und verglich sich mit einer Pflanze, die, der mütterlichen Erde entnommen, in der Fremde nicht Wurzel schlagen kann oder verdorren muß.

Audere Stimmungen wechselten damit, ahnungsreiche, selige, die sie — auf Flügeln des Gesanges — in die reine Welt idealer Kunst emportrugen. Aber auch hier gab es Bangen und Zagen. Würden ihre Mittel und Studien ausreichen, das hohe Ziel, das ihr vorschwebte, zu erringen? Je mehr sie lernte, desto bitterer empfand sie die klaffenden Lücken ihres Wissens.

Den Eltern, die sie bei seltenen Besuchen in Wolfenau sahen, und den Pflegern entging dieser Zwiespalt nicht. Frau Firlinger that, was sie konnte, ihren Liebling aufzuheitern. Kein Theater wurde von der Familie besucht, kein Ausflug unternommen, von dem das Pflegekind nicht seinen Anteil bekam. Nach wenigen Wochen kannte sie die schöne Umgebung Wiens, und alles, was die freundliche Natur hier darbot, wurde von ihr mit Entzücken aufgefaßt. Die Theater elektrisirten sie. Aber beim Besuche der Museen, so sehr sie ganz Auge zu sein schien, wurde sie still und befangen.

Eines Tages hatte das Haus Firlinger mit seinen Freunden einen Ausflug nach Belvedere gemacht. Es war die herrlichste Beleuchtung; man konnte sich von den Sammlungen nicht trennen und besichtigte wieder und wieder die ausgezeichneten Gemälde, die Waffen und vielseitigen Erinnerungen einer interessanten Vergangenheit. Erst gegen Abend kam die schöne Aussicht, die man vom Schlosse herab und aus den Gartenanlagen genießt, zur Geltung. Als Friedrich von

ungefähr um eine Baumgruppe trat, sah er Lini blaß und einsam dastehen und sich die Thränen aus den Augen wischen.

Beide waren einander nicht näher gekommen. Er hatte sie daheim in ihrer tiefsten Erniedrigung gesehen; das konnte sie nicht vergessen. Er fühlte sich unter dem Druck der Erinnerungen, die ihr sein Anblick erweckte, und schonte sie durch Zurückhaltung. In seine Bücher vergraben, in Examensarbeiten versunken, hielt er sich viel auf seinem Studierzimmer auf und erschien im Familienkreise selten anders, als wenn eine Anzahl von Gästen und Angehörigen die Gelegenheit zu persönlichen Berührungen ausschloß.

Jetzt aber hätte es zu absichtlich ausgesehen, wenn er ihre Bewegung ignorierte. Er mußte sie nach der Ursache ihrer Verstimmung fragen und that es in freundlicher, zarter Weise.

„Es ist nichts,“ sagte sie ängstlich, „wenigstens nichts, das andere kümmern könnte.“

„Fräulein Lini, was Ihnen weh thut, darf uns Hausgenossen nicht gleichgültig sein. Ich brauche doch nicht zu fürchten, daß Sie sich durch jemand gekränkt fühlen?“

„Nur durch mich, mich selbst allein. O, Herr Friedrich, dieser Jammer, ein so unwissendes, dummes Ding zu sein, welche Qual!“ Und sie schluchzte wie ein Kind.

Friedrich mußte trotz seines Mitleids lächeln. „Liebes Fräulein, Sie lernen ja so viel und so brav, wie können Sie so hohe Ansprüche machen? Glauben Sie mir, wir sind allzumal unwissend, wie wir hier sind.“

„O, Herr Friedrich, der Wahrheit die Ehre! Wüßten

Sie, wie ich nichts weiß und verstehe, rein gar nichts! Wer ist Benvenuto Cellini oder Michelangelo? Mir schwindelt der Kopf, daß ich nicht einmal die Namen behalte. Kaum weiß ich etwas von Rafael; und da sprechen sie oben von Rafael Mengs. Ist's derselbe oder ein anderer? Man wird ganz konfus. Und nun gar diese Götter und Göttinnen! Was weiß ich vom Laokoön und vom Schmerz der Niobe?"

Die arme Kleine hatte genug mit ihrem eigenen Schmerz zu thun. Es war ein Ausbruch. So wortreich kannte Friedrich sie noch nicht.

"Und die schönen Reden, die alle diese Stadtdamen führen, besser noch als solche, die ich fürs Theater auswendig lerne. Und ich, ich finde keine Worte, wenn ich sagen möchte, wie mir ums Herz ist. Und das Schreiben erst! Sogar ein Brief an meine Mutter macht mir Mühe. Und rechnen kann ich nur für den Markt. Was wird aus mir erbärmlichem Geschöpf werden? Mich jammern nur die Eltern und die edlen Fräuleins, die ihr Geld und ihre Güte an mich verschwenden."

Friedrich ließ sie weinen. Es war ihr eine Erleichterung.

"Sie sind wohl sehr früh aus der Schule genommen, Fräulein?"

"Kaum je bin ich in eine Schule gegangen. Mein Vater hat in vierzehn Jahren elfmal seinen Ort wechseln müssen. Da hieß es ein- und auspacken, und was er und die Mutter und drei Viertelfahre lang die grauen Ursulinerinnen in Graz mich lehrten, das allein weiß ich ein wenig."

"Sie haben ein vortreffliches Gedächtnis, Fräulein, das bemerke ich alle Tage. Sie würden mit größter Leichtigkeit

Dedeind, Achten-Eini.

das nachholen, was Ihnen fehlt. Und wenn ich Ihnen dabei behilflich sein könnte, würde ich mich sehr freuen; wenn Sie nur die Zeit fänden, alle Tage ein wenig, ein klein wenig mit mir zu arbeiten."

"Sie — Sie wollten sich meiner annehmen?" fragte sie mißtrauisch, und als sie in sein gutes Gesicht sah, jubelte es plötzlich aus ihr heraus: "O, Sie Mann Gottes!"

"Der möchte ich werden," sagte er lächelnd, "aber, Sie wissen, nicht von Ihrer Art. Nehmen Sie auch keinen Anstoß am Ketzer?"

"Das schon nicht," antwortete sie etwas fleinlaut.

"Nun, dann bleibt's dabei. Ich melde mich morgen früh bei Ihnen zum Antritt."

Er hielt Wort, und Lini ließ es ihn nicht bereuen. Selten ist einem eifrigen Lehrer eine fleißigere und aufgewecktere Schülerin geworden. In wenigen Monaten hatte er sie über große Schwierigkeiten in Elementarkenntnissen und Sprachen — das Italienische war als notwendig mit einbedungen — siegreich hinweggeführt, hatte unterhaltende und lehrreiche Reisen durch alle fünf Welttheile, durch alte und neue Zeiten, durch Mythologie und Kunstgeschichte mit ihr gemacht und ihr zum Schlusse einen begeisterten Einblick in die Herrlichkeit deutscher Poesie eröffnet. Und hier mußten sie aufhören. Friedrich wollte sein Examen in Preßburg machen und einige Zeit vorher dort zubringen. Die Trennung that beiden aufrichtig leid. Es hatte sich ein Freundschaftsverhältnis zwischen ihnen gebildet, das durch seinen Kunst-Enthusiasmus eine wärmere, durch ihre Dankbarkeit eine sehr kindliche Färbung annahm.

Am Abend vor seiner Abreise wurde von einer Gesellschaft kunstliebender Gäste in Frau Firlingers Salon gewählt Musik gemacht.

In einer Pause trat Friedrich an Lini heran. Sie standen in einer Fenstervertiefung. „Ich muß mir als Ihr Lehrer wohl eine allgemeine Vertrauensstellung errungen haben. Stellen Sie sich vor, Fräulein Lini, Herr Blech beehrt mich mit dem Auftrage, für ihn um Ihre Hand zu werben.“

Der Herr Blech war ein früherer Kommis und jetziger Konkurrent des Hauses Firlinger, mit einem blühenden Geschäft in der Währinger Vorstadt und schönem, unabhängigem Vermögen, ein fluger Kopf und eine treue Seele in ganz leidlicher Hülle. Lini wußte das alles genau, aber sie sagte ruhig: „Vermelden Sie, bitte, dem Herrn Blech meinen Dank und mein Bedauern; heiraten kann ich ihn nicht,“ ihre Stimme zitterte, „nicht ihn und — keinen andern.“

„Ich wußte es wohl,“ antwortete Friedrich, „aber Sie sind mir nicht böse um die Anfrage?“

„Böse? Ihnen? Nimmer.“

„Dann vertrauen Sie mir auch einmal,“ bat er milde.

„Erraten Sie denn, daß ich Sie um etwas fragen möchte? Sie allein, nicht Vater und Mutter, weil ich die betrüben würde?“ Ihr Blick verfinsterte sich, und ihre Stimme wurde bis zur Unhörbarkeit rau und leise. „Haben Sie nie gehört, was aus — dem — wurde, den ich nicht nennen kann?“

„Nein,“ sagte er schnell, „und ich habe mich, wo ich konnte, nach ihm erkundigt. Er ist verschwollen.“

„Und“ — sie schien die Worte nicht hervorbringen zu

können — „hat er wirklich das Geld genommen, die Abfindungssumme?“

„Ja.“

„Eini stöhnte, als ob sie ein Messerstich getroffen hätte.“

„War's viel?“

„Genug, um ihn vor Not zu schützen.“

„Und das Fräulein? Ich habe das letzte Mal in Wolfenau gesehen, daß die Majorswohnung leer stand.“

„Sie sollen alle nach Brünn verzogen sein.“

Es folgte eine Pause, in der man nur beider Atemholen vernahm. Dann reichte Eini Friedrich ihre Hand, ihre kalte, kleine Hand, und entfernte sich leise.

Später begegnete er ihr wieder in der Gesellschaft. Sie sah etwas bleich aus, aber keine Miene verriet ihr Seelenleid, und als gesungen werden sollte, verweigerte sie es nicht. Sie trug zum erstenmal das Schubert'sche Ständchen vor, und jeder freute sich der herrlichen Leistung, wie es alle die thun werden, denen vergönnt war, das poetische Lied von diesen Lippen zu hören — mit seinem weichen, klagenden Echo: „Rühren mit den Silbertönen jedes weiche Herz.“ Auch Töne haben ihre Unsterblichkeit.

Und dann sang Friedrich Verschiedenes aus der „Winterreise,“ vollendet wie nie zuvor. Man flüsterte sich zu, auch er habe neuerdings in der Stille ganz besondere Studien bei den größten Meistern Wiens gemacht. Der Wunsch wurde laut, die beiden Stimmen im Duett zu hören. Aber sie hatten nie ein Duett zusammen gesungen.



Am dritten Oktober desselben Jahres wurde der Lini eine Rolle eingehändigt mit dem Ausspruch des Direktors, sie für eine nahe Aufführung einzustudieren. Es war die erste weibliche Partie in der Operette „Der blinde Harfner“, der zu einer besondern Theaterfeier des Komponisten dargestellt werden sollte.

Lini war erst im fünften Monat ihrer Studienzeit, und schon sollte sie Zeugnis ablegen? Sie hatte sich der Entscheidung nicht so nahe geglaubt, doch sagte ihr die Aufgabe zu, und sie machte sich mit Energie daran, sie würdig zu lösen. Nur verschob sich die Aufführung, die für Mitte November festgesetzt war, auf Anfang Dezember, dann nochmals um beinahe eine Woche und wieder um eine Woche. Lini war der Zustand beständigen Herzklopfens schon so zur Gewohnheit geworden, daß sie anfang, die gefürchtete Vorstellung für ein Phantasiegebilde zu halten.

Plötzlich wurde der verhängnisvolle Abend auf morgen festgesetzt. Der Theaterdiener erschien, um anzufagen, daß morgen Nachmittag um fünf Uhr der Theaterwagen das Fräulein abholen würde.

Die letzte Nacht und die Morgenstunden des denkwürdigen Tages vergingen in fieberhafter Ungeduld. Alle Hausgenossen sahen mit Spannung und Teilnahme dem Abend entgegen. Auf Eini's Wunsch waren ihre Eltern unbenachrichtigt geblieben; sie gab vor, „um ihre Gemütsruhe zu schonen“, im Grunde aber fürchtete sie ihre Gegenwart, und das blöde Naturkind schämte sich im Stillen, vor seinen Eltern Komödie zu spielen.

Beim Mittagstisch, so reich ihn Frau Firlinger hatte besetzen lassen, ging es still und sanft genug her. Schon begann die Wintersonne sich zu senken; da hielt es Eini nicht im Hause. Sie schlich sich verstohlen in die Straßen, wanderte an der Dreifaltigkeitssäule vorüber und schlug den Weg nach der Stephanskirche ein. Es war ein klarer Tag, mit stillem Frost und einzelnen, verlornen Schnee- oder Reifflöcken in der blauen Luft. Das nahe Weihnachtsfest hatte die volkreichen Straßen mit einer unablässig hin und her drängenden Menschenmenge erfüllt. Eini ahnte nicht, daß ihr von der Hausthür an jemand folgte, durch alle Übergänge und Querstraßen, eine verhüllte Frau — ihre Mutter.

Jetzt trat sie zitternd ein in das Heiligtum und ließ sich vor einem ihr theuren Marienbilde auf die Kniee nieder, um in brünstigem Gebet die Heilige um Schutz und Schirm auf ihrem gefährvollen Wege zu bitten. Die Mutter betete un-

bemerkt in einer Seitenkapelle und legte stehend das Kind ihrer Liebe und Sorge an das Herz der Gebenedeiten.

Und dann folgte sie der Heimkehrenden schweigend, wie sie gekommen war, und sah bald darauf ihre Lini in den altfränkischen Wagen steigen, der, pünktlich erschienen, das Opferlamm seiner Bestimmung entgegenführte.

Dort angekommen, empfingen sie männliche und weibliche Kollegen scharenweise, neugierig, aber mitfühlend und warm; der Direktor, die Lehrer, das ganze Personal sind darüber aus, ihr Mut einzusprechen und noch einige unfehlbare Ratschläge zu geben. Lini nickt und lächelt nur immer zu allem, sprechen kann sie nicht, der Atem ist ihr weg; aber sie schluchzt zuweilen ohne Grund. Glücklicherweise bleibt keine Zeit zu Bemerkungen; sie muß jetzt in die Garderobe und gerät unter die Hände der Schneider und Haarkünstler. Da brennen und zerren sie an ihr hin und her. Der Garderobier bringt ein langes, weißes Gewand, das sie anlegen soll; es findet sich, daß es überall zu weit und zu lang ist. Während noch verschiedene Hände darüber aus sind, es ihr mit Stecknadeln passend zu machen, tönt schon das erste Glockensignal. Die Instrumente werden gestimmt.

„Ist es voll im Hause?“ fragt jemand in Linis Nähe.

„Ausverkauft. Ganz Wien will die Kleine hören.“

Die „Kleine“ soll sich im Spiegel sehen; es ist ihr alles schwarz und glutrot vor den Augen. Funken sprühen, und vor den Ohren braust es wie Meereswogen. Jetzt wird sie für fertig erklärt, und man führt sie auf die Bretter, die die Welt bedeuten, — in den Hintergrund, wo der blinde Harfner-

greis schon ihrer wartet, die bekannte belisar- oder ödipus-artige Erscheinung mit langwallendem, silberweißem Barte und der goldnen Harfe. Die Harfe hat Lini zu tragen und den Greis an ihrer Hand in den Vordergrund zu führen, so wie . . .

Die Kniee wanken unter ihr. Die Klingel ertönt, die Ouvertüre beginnt, und der Vorhang hebt sich langsam. O, dieses zuströmende Licht von allen Seiten, wie es blendet und flutet! Dies Gestimmer und Gewimmel durcheinander — schreckliches Lampenfieber! Aber mutig schleppt sie sich am Arme des Blinden bis dicht vor die Rampe. Ein halb geblendeter Blick in die Menge zeigt ihr eine ganze Schar zusammengedrängter, bekannter Gesichter vorn in den Sperrsitzen; Firlingers mit vielen Gästen und Freunden, die ihr alle zulächeln, um ihr Mut zu machen, und doch nur da zu sein scheinen, um sie zu ängstigen. Bei all dem innern Aufruhr zählt sie instinktiv ihre vierzehn Takte ab, dann setzt sie ein, ihre einfache Romanze zu singen. Wie süß ist der Ton, wie keusch der jungfräuliche Ausdruck! Da wird manches Auge feucht.

Als sie schweigt, belebt es sich im Hause, erst vereinzelt, dann vielstimmige Bravi, allgemeiner Enthusiasmus, freudestrahlende Augen, die sich fragen und beglückwünschen. Aus dem Bravo wird ein Dacapo. Lini sieht den Kapellmeister fragend an, und da er ihr vergnügt zunickt und dem Orchester sein Zeichen giebt, wird die Romanze wiederholt — jetzt mit Bewußtsein, vorher war es wie im Traum gewesen. Wiederholter, betäubender Beifall.

„Verbeugen Sie sich doch!“ flüstert ihr der Harfner zu und giebt ihr nachhelfend die dazugehörige Schwenkung. Lini hatte es vergessen und nur immer mit den dunklen Augen gedankt. Aber von jetzt an bewegt sie sich mit ungezwungenem Anstand und fühlt sich wie zu Hause in ihrer Rolle.

Sie wird nach dem ersten, sie wird nach dem zweiten und letzten Akte stürmisch herausgerufen. Verklärung ist über sie ausgegossen. Endlich gönnt man ihr die Ruhe und, von einem Freudenfeuer von Glückwünschen der Kollegen begleitet, flüchtet sie in die stille Garderobe. Ihr war demütig zu Sinn. O, daß ihr Gnadenbild aus dem Stephansdome hier stände, wie wollte sie ihm danken!

Nicht die Mutter Gottes, aber die eigene, liebe Mutter, die auf ein verräterisches Wort der Frau Firlinger schon am Morgen aus Wolfenau gekommen war, beugte sich über ihr Kind mit heißem Segenswunsch und ließ sie alle verhaltenen Thränen am Mutterherzen ausweinen.

Als dann auch Frau Firlinger dazukam, gab es ein Geschluchze, daß Lini beinahe ins Lachen geriet und trösten mußte. „Es wäre ja doch alles wohl ganz ziemlich gegangen, und sie würde es künftig noch besser machen und keine Angst mehr haben.“ Dabei entkleidete die Mutter sie ihres weißen, schleppenden Gewandes, was wieder viel Stoff zu lustigen Bemerkungen gab, und als Lini in ihrer bürgerlichen Tracht wieder da stand, schien die Rührung verflogen, und es blieb ihr nur übrig, den zuströmenden Gratulanten und Freunden Stand zu halten. Wie oft hat sie später dankbar dieses ersten Abends gedacht, wo ihr nur Liebe und Anerkennung

entgegengetragen wurde, und wo kein neidisches Gewölk die Sonne ihres jungen Ruhmes zu verdüstern wagte!

Zwischen den vielen, die ihr in dieser Stunde vorgestellt wurden, fesselte sie vor allen eine vornehme Frauengestalt mit ausdrucksvollem Charakterkopfe und dunkel glühenden Augen, aus denen sie Lini aufmerksam und bewegt betrachtete. „Der Amadeus hätte Sie singen hören müssen,“ sagte sie. „Wie würde diese Stimme, dies Portament ihn entzückt haben! Sie müssen sich bald mit seiner Musik beschäftigen. Wollen Sie? Und wenn ich Ihnen dazu behilflich sein kann —“

Es war die Schwägerin Mozarts, Frau Lang, die so sprach, eine große Künstlerin, für die er seine „Entführung“ und seine „Königin der Nacht“ komponiert hatte. Eine sinkende Sonne, die neidlos die aufsteigende begrüßte. Lini verdankte der edlen Sängerin später die feinsten Anweisungen für die Folge ihrer reichen Künstlerlaufbahn und das Hochgefühl, zu den besten Mozartsängerinnen aller Zeiten gezählt zu werden.

Allmählich wurde es stiller in den Theaterräumen. Die beiden Mütter hüllten ihr Kind sorglich ein und ließen den Wagen vorfahren. Da tauchte im Halbdunkel des Korridors eine hohe Männergestalt auf und sagte: „Meinen Glückwunsch, Fräulein Lini.“

„Herr Friedrich!“

„Den Abend mußt' ich doch mit erleben; er war schön, und ich danke Ihnen dafür.“

„O, wie gut von Ihnen, dazu zu kommen! Und Sie haben mir so sehr gefehlt. Gehen Sie denn nicht mit uns?“

„Ach nein, ich muß noch in der Nacht wieder nach Preßburg zurück, an die Arbeit. Auf Wiedersehen!“

Er half den Damen in den Wagen und grüßte zum Abschied. Lini saß beim Nachhausefahren ganz still vor sich. Aber daheim, wo rasch ein kleines Fest hergerichtet wurde, war sie heiter und jubelnd wie ein junger Vogel, den seine Schwingen zuerst in die Höhe tragen.

„Was danken wir Ihnen alles!“ sagte die glückstrahlende Mutter zu Frau Grlinger. „Wie tren haben Sie Wort gehalten und aus unserm Kinde einen denkenden Menschen, eine angehende Künstlerin gemacht!“

„Das lag in ihr, gute Frau, ist nicht unser Verdienst. Aber die größte Freude ist doch die, daß die Dämonen einer gewissen kleinen Violine überwunden sind. Wie hat das arme Kind darum läßen müssen!“

Das „arme Kind“ lag bald darauf in sanftem Schläfe. Sie hatte so manche Nacht vorher durchwacht. Ihre zarten Hände kreuzten sich auf dem jungen Herzen, in dem die mächtige Erregung noch nachzitterte. Um die geschlossenen Lippen zuckten zuweilen wehmütige Erinnerungen. Aber auf der Stirn lagerte tiefer Friede, und die langen, feuchten Wimpern ruhten so fest über den müden Augen, daß keine Trugbilder vom Tage her Eingang finden konnten. Den leisen, erquickten Atemzügen nach, die der erleichterten Brust entstiegen, mußten holde Traumgestalten sich über die Schlafende neigen.

Ein treues Herz schlug warm für sie und hob die Hände für sie gen Himmel — draußen auf der öden Landstraße, nach Ungarn hinein. Es war eine dunkle Dezembernaut. Aber an Vindobonas Himmel war ein neues Sternbild aufgegangen, um manches Jahr, hold und rein, der deutschen Kunstwelt fein edles Licht zu leihen.





Es folgten nun lauter Festtage. Der Herr Düport erschien am folgenden Morgen und händigte Lini mit seinem Glückwunsch einen Zwölf-Gulden-Schein für ihre gestrige Leistung ein. Hört es, ihr Patti, Lucca, Etelka unserer Tage, und glaubt mir aufs Wort, wenn ich versichere, daß unsere Kunstnovize ein Übermaß von Dankbarkeit und Freude darüber empfand, besonders dann, als sie ihren Schatz in den Stoff zu einem langentbehrten Mantel für die Mutter umwandeln durfte.

Für weitere Eröffnungen war sie taub. Das war der Eltern Sache, und es entwickelte sich ein günstiges Engagement am Kärnthnerthor-Theater daraus. Der blinde Harfner mußte in jeder Woche wenigstens zweimal gegeben werden. Lini's Anziehungskraft bewährte sich bei jedem neuen Auftreten. Außerdem wurden ihr Rollen von höherer Bedeutung angewiesen, darunter die Pamina,

die sie sich von Frau Lang mit steigendem Interesse einstudieren ließ.

Das neue Jahr kündigte so viel des Schönen an, daß Eini wie von unsichtbaren Armen aus den Fesseln der Vergangenheit gelöst wurde.

Der Vater hatte um eine Versetzung nach Wien gebeten und sie erhalten. Sie würden nun alle wieder zusammenziehen und die Eltern neben der schicklichen Sorge um Eini auch die Erziehung der heranwachsenden Brüder in der Stadt leiten können.

Die ganze frohe Gesellschaft saß, Lustschlösser bauend, am Silvester-Nachmittag in Frau Firlingers gastlicher Wohnstube. Im Ofen knisterte die Flamme, der Wind brauste durch die Straßen, heulte um die Dachgiebel und trieb den Schnee gegen die Fenster. Da pochte es an die Thür. Ein Reisender in Schneemannsgewandung tritt auf das fröhliche Herein ins Zimmer und wird mit Jubel als Neffe Friedrich erkannt. Es gab ein Fragen und Drängen ohne Ende, ob er sein Examen bestanden habe und wo künftig seines Bleibens sein werde? Er wärmte sich die erstarrten Hände am Feuer und bat, sich erst erholen zu dürfen, alle Erklärungen sollten nachfolgen.

Zwischen so vielen Menschen blieb es fast unbemerkt, daß er später den Ohm in sein Privatkabinett winkte und dieser seine Frau nachkommen ließ.

„Da seht,“ sagte Friedrich mit freundlicher Offenheit, „meine Zeugnisse und Nummern vom bestandenem Examen; es ist alles in Ordnung.“

Das Ehepaar vertiefte sich in die Schriftstücke.

„Wenn ich nur mehr davon verstünde, mein Junge! Aber siehst du, ich bin ein Angelehrter. Aber Logik mit einer Eins und dann, »die philosophische Fakultät kann es nicht unterlassen, dem Herrn Friedrich ** ihr unbeschränktes Lob für seine Arbeit, Leibnitz als Vermittler christlicher Glaubensbekenntnisse« auszusprechen,« und hier wieder — sieh nur, Frau — »die Arbeit in der Exegese zeugt von Verstandesschärfe und vielseitigen Kenntnissen.« Mein Kompliment, Junge, mein Kompliment! Hast deine Sache gut gemacht. Bist auch wohl gar schon beeidigter Pastor?“

„Nein, Ohm, so rasch geht es nicht, bei mir erst recht nicht. Sieh hier ein anderes Blatt. Vielleicht wirst auch die Muhme einen Blick hinein.“

Frau Firlinger hatte sich abgewendet und starrte durch die Fensterscheiben in den Hof, wo der Schnee aufwirbelte. „Herzenssohn,“ sagte sie traurig und drückte ihn an die Brust, „vergieß, wenn ich mich nicht so recht freuen kann. Ich bin aus der alten Zeit, von den Beschränkten eine —“

„Sei mal still, Frau!“ rief Firlinger aus, über den Briefbogen, den Friedrich vor ihm entfaltet hatte, wegsehend, „willst mich zum Narren haben, Junge? Vom Herrn Düport vom Kärnthnerthor-Theater ein Antrag an den Herrn Friedrich, die Vakanz des Bassbuffo auszufüllen? träum’ ich denn?“

„Nein, lieber Ohm. Es fragt sich nur, ob du deiner Schwester Sohn auf der Bühne sehen willst. Ich wäre es zufrieden, aber nicht ohne meiner lieben Pflegeeltern Zustimmung.“

„Die hast du,“ rief Frau Firlinger lebhaft; „o über den Buben! Ich sag’ tausendmal ja. Viel lieber die Bühne als die lutherische Kanzel.“

„Ich weiß doch nicht,“ meinte Herr Firlinger bedächtig, „mir ist’s leid um das lange Studieren und die vielen schönen Kenntnisse.“

„Weg damit!“ eiferte seine Frau, „desto besser.“

„Mit Erlaubnis, meine werthe Muhme,“ entgegnete Friedrich ernst, „was ich lernte, ist mir lieb als ein kostbarer Schatz, ein solider Untergrund für jeden Bau, den ich darauf setze. Das Predigen lag mir nie sehr am Herzen. Die Kunst dagegen ist mir heilig, und ich nehme es ernst mit ihr.“

„Das läßt sich hören,“ gab Firlinger zu; „aber, Kind —, wir sind hier unter uns — ich sage es gerade heraus: Du thust’s um der Lini willen, und ich fürchte, es ist ein vergeblicher Wunsch.“

„Oh, oh,“ rief Frau Firlinger mitleidig, „thu ihm nicht weh. Wer kann denn wissen, wie noch alles kommt?“

„Sorgt nicht um mich,“ sagte Friedrich ruhig, obgleich er bis in die Stirn errötete, „ich bin nicht der Mann, der sein Leben verschmachtet. Sagt einfach, ob ich dem Düport mein Jawort geben darf. Die Bedingungen sind annehmbar für den Anfang, und ich verspreche Euch, daß sich Besseres daraus entwickelt.“

„Du bist dein eigener Herr, Friedrich,“ sagte Firlinger ernst. „Und was mich anbetrifft, freuen würde auch ich mich, wenn ich meinen Sohn hier behielte — auch auf den Brettern. Aber wie hat das alles so ohne unser Wissen reifen können?“

Friedrich erzählte, daß der Wunsch, sich der Kunst zu widmen, schon lange in ihm rege gewesen, daß er die Vorstudien dazu in aller Stille getrieben, daß er sich aber das Wort gegeben habe, zuvor sein Examen zu absolvieren. Er habe die Nächte zu Hilfe genommen und mit Gottes Hilfe beides friedlich neben einander zum Abschluß gebracht. Der Antrag des Herrn Düport komme ihm überraschend, aber ermutigend. Niemand kenne seine künstlerischen Leistungen besser als dieser, der Leiter seiner Studien.

Die vielen Ach und Oh der Frau Firlinger zogen Neugierige herbei, und die wunderbare Metamorphose des Predigtamts-Kandidaten in einen angehenden Theatersänger drohte den Zuhörern die Köpfe zu verwirren. Eini ward abwechselnd blaß und rot, aber sie faßte sich schnell und ging, dem künftigen Kollegen ihren Glückwunsch auszusprechen. Doch fand man sie stiller seitdem, und wer scharf beobachtete, der sah, daß sie sich bemühte, gegenüber dem alten Freunde, der ihr plötzlich so nahe rückte, eine besonnene Zurückhaltung einzunehmen. Und doch gehörten die beiden zusammen. Wie oft wurde das an den Bühnen ausgesprochen, die das Glück hatten, ihre vereinten Leistungen kennen zu lernen? Ein beständiges Sichberühren und Ineinandergreifen ihrer verschiedenartigen und doch verwandten Talente entwickelte den edelsten Wettstreit, der, indem er den andern hoch stellte, sich selbst auch aufwärts trug. Eini, durch Stimme und Genie größer als Friedrich, wie dieser neidlos anerkannte, räumte ihm dennoch gern und neidlos das Übergewicht als Künstler ein. In dem Maße, wie ihr Repertoire sich erweiterte, wuchsen

Dedekind, Achten - Eini.

sie beide neben und mit einander in die herrlichen Gestalten hinein, mit denen Dichter und Komponisten das Zauberreich der Phantasie bevölkern. Wenn aber der Strom der Leidenschaften, die Wucht der Tragik oder auch der Schalk, der im Humor steckt, den einen willenlos mit sich forttrifft und über die Absichten des Schöpfers hinaustrug, so wachte der andere darüber und führte mit leisem Wink die irrende Schwesterseele zur Selbsterkenntnis und zu den Grenzen des Schönen zurück. Einis Königin der Nacht wäre unbelebt geblieben, wenn der Freund, ein über jedes Lob erhabener Sarastro, sie nicht mit den erinnerhaften Gestalten des klassischen Altertums bekannt gemacht hätte. Ihre Susanne, unvergeßlich denen, die sie sahen und hörten, warf dagegen dem unsichern Figaro den Schleier der Grazien zu; er berührte ihn kaum und sprühte von spanischem Witz und südlichem Feuer.

Und als die Meyerbeerschen Opern auftauchten und ihre fremdartigen Helden und Heldinnen erst geschaffen werden mußten, wie entzückte sich Wien an der normannischen Alice, die, einer Lilie gleich, neben der düstern Mephistopheles-Gestalt Bertrands erblühte. Wie ergriff in den Hugenotten der Wettgesang zwischen dem fanatischen Glaubensknecht Marcel und der liebeatmenden Valentine! Wie rasch hatten Fleiß und Intelligenz das schlichte Landkind auf die höchsten Stufen der darstellenden Kunst erhoben! Trat sie heute mit rauschender Schleppe, Hermelin und Diadem als Königin von Gottes Gnaden auf, zeigte sie im Fächer- und Augenspiel, daß es ihr ein Leichtes gewesen wäre, den Intrigantinnen ihre Künste

abzulauschen — morgen bezauberte sie, als Agathe im „Freischütz“, von deutscher Sanges- und Waldespoeſie getragen, die begeisterte Menge. Gewaltig drangen die langverhallenden Schmerzenstöne des im edelſten Pathos gesungenen Recitativ der Donna Anna an das Herz des tiefbewegten Hauses. Immer war sie neu, immer natürlich, immer groß. Ihr Publikum vergötterte sie; es trauerte und zagte, wenn sie auf Reisen in der Nähe und ferne reiche Lorbeern erntete, als ob sie der Heimat entrückt werden könnte.

Nur eins begriff man nicht. Sie, die wie keine andere das weibliche Herz von der zartesten Regung bis zum wilden Ausbruch der Leidenschaft verstand und zur Erscheinung brachte, sie blieb einsam, sie ging mit vornehmer Ruhe durchs Leben, warm und erprobt in der Häuslichkeit, hilfreich, wo ihr Beistand angerufen wurde, milde und gütig gegen jeden, der ihr nahte, aber — abgeschlossen und unzugänglich aller Liebeswerbung. In den drei ersten Jahren ihrer Künstlerlaufbahn hatte sich ihre körperliche Schönheit vollends entwickelt. Wie erklärlich, daß sie anzog, wo sie erschien, und fesselte, wo sie verweilte! Was Wunder, daß die Männerwelt ihr zu Füßen lag, nicht nur mit den hergebrachten Huldigungen, die mancher Künstlerin verderblich werden, nein, wie oft mit dem Ausdruck echter Verehrung und mit Wünschen, die ihr eine gesicherte, oft glänzende Zukunft boten! Aber alles wurde rasch entschlossen abgelehnt und kaum mit den Eltern und dem Freunde Friedrich besprochen. Diesem allein, vor allen Kollegen und Bekannten, war nach und nach eine privilegierte Stellung eingeräumt, und wenn schwesterliches Vertrauen

genügt, ein Mannesherz auszufüllen, so hatte Friedrich keine Ursache, sich zu beklagen.

Soeben hatten beide zusammen ein gefeiertes Gastspiel in Pest vollendet. Der Erfolg war so überschwenglich, der Jubel so groß, daß die Vorstellungen wiederholt werden mußten. Bewunderer aus verschiedenen Schichten, Künstler, Beamte, Aristokraten hatten Lini umschwärmt. Der hervorragendste unter ihnen, der elegante, reich begüterte Standesherr und Graf Deak Szumreck, zu verwöhnt von den Frauen, um an einen Anstern zu glauben, war der Auserwählten nach Wien gefolgt, wo er jetzt Hof hielt und fortfuhr, den Hof zu machen. Wie schon so oft, wurde Friedrich, mit dem der leichtlebige Bewerber Freundschaft zu schließen sich bemühte, zum Vermittler auserkoren. Die Aufgabe fiel ihm diesmal schwerer als sonst. Er beobachtete, daß die Eltern, von der Ausnahmestellung des Freiers und seiner blendenden Persönlichkeit angezogen, zum erstenmal ihrem Kinde zuzureden schienen, und daß Lini selbst träumerisch wurde und sich zuweilen eine verstoßene Thräne aus dem Auge wischte.

Es war gegen Abend, und weder Probe noch Vorstellung zu erwarten. Friedrich saß in ihrem trauten Zimmer — seinem Primadonnen-Boudoir — Lini gegenüber und hub an, mit etwas unsicherer Stimme von seiner letzten Begegnung mit dem Grafen und seinen wiederholten Bewerbungen zu erzählen. Lini blieb bedrückt sitzen. Endlich hob sie den Kopf ein wenig und sagte, ihn groß ansehend: „Sie fragen und fragen, Friedrich; aber ich weiß nicht, wie Sie darüber denken. Was raten Sie mir?“

„Ich?“ antwortete er mit Schärfe. „Hierin, Fräulein Eini, bin ich nie Ihr Berater gewesen und werde es nie sein.“

„Ach, ich möchte ja nur wissen, was Sie von dem Manne halten.“

„So — nach den wenigen Wochen oberflächlichen Verkehrs — er ist mehrfacher Millionär, wie die Leute sagen, sieht aus wie Milch und Blut, reitet die besten Pferde im Kaiserreich und ist — ich will es gern glauben — im übrigen auch ein Kavalier.“

„Ja,“ seufzte sie, und eine Gereiztheit verriet sich in ihrer Stimme, „und was für ein Kavalier! Einen Schwarm von Pferden und Jockeys hat er hinter sich, die wie Kunstreiter aussehen. Und er, der Chef der Bande, ist bedeckt mit Ordenssternen, Edelsteinen, Pelzschmuck und wallenden Federn. Und wie er von oben bis unten funkelt, so funkelt auch sein Lächeln, seine weiße Stirn, seine Zahnreihe und seine weibisch glatte Rede. Das ist der Mann. Und mag er Millionen wert sein, ich halte ihn für unecht und kann ihn nicht nehmen. Nein, es geht nicht. Sagen Sie es ihm, bitte, Friedrich, und bald, damit ich die lästigen Reden los werde.“

„Und nicht wahr,“ sagte Friedrich und hielt an sich, daß ein schalkhaftes Lächeln, mit dem er kämpfte, nicht zum Vorschein kam, „ich sage ihm genau dasselbe, was Sie mir immer auftragen, daß Sie überhaupt nicht lieben und nicht heiraten wollen?“

„Was geht es ihn an, daß er nicht der Mann ist, den ich lieben und verehren kann?“

„Ich sage ihm, daß der Mann überhaupt nicht da ist und nicht kommen wird. Ich sage ihm, daß die große Künstlerin, die uns alle Stadien der weiblichen Psyche, vom ersten Sehnsuchtslaut bis zum Opfertode aus Liebe, mit einer Hingebung wie keine andere offenbart, daß diese unergründliche Zauberin nicht aus dem eigenen Herzen schöpft, daß dies Herz, in der Jugend erkrankt, sich stolz und abgeschlossen jeder zärtlichen Regung, ja jedem Glauben an Mannesliebe verschließt.“ Er stockte.

Sie sah bangend zu ihm auf. „Friedrich!“

Ihre Augen begegneten sich. Er sah, wie sich die ihren mit Thränen füllten; er fuhr fort: „Das alles wollt' ich ihm sagen, Eini, und wer auf der weiten Welt hat ein größeres Recht dazu, als ich?“ Auch seine Stimme klang umflort, aber nur einen Augenblick lang. Im nächsten lag Eini an seiner Brust.

„Friedrich, sag' ihm, wenn's gesagt sein muß, daß der Mann gefunden ist, vor dem ich mich beuge, den ich liebe bis in alle Ewigkeit.“

„Endlich! O Eini, warum kommst du so spät?“

„Friedrich, wußtest du nicht, daß ich lange, lange schon dein war, und daß ich mich nur scheute, dir ein Herz zu bringen, das sich, ach, so — weit verirrt hatte?“

Weinend vor Liebe und Reue lag sie in seinen Armen.

Er hielt sie wie sein Heiligtum. „Und so hart konntest du gegen mich sein, gegen mich und — dich! Und wußtest doch, daß ich vom ersten Tage, von der ersten Stunde an nur meine Eini geliebt habe?“

„Wie du mich an der Kirchenthür ansahst, Friedrich, so stolz und beobachtend, nein, Friedrich, das hab' ich nicht gewußt.“

„Schon vorher, Lini, schon ehe ich dich gesehen, als ich vorüberging und du deine Melodie sangst, da wußte ich, daß ich dir verfallen war.“

„O, über das alte Lied!“ sagte Lini schmerzlich, die Hände gegen das Antlitz drückend. Friedrich zog sie zurück und küßte ihre Augen, die durch die Thränen leuchteten. „Schreckt dich die alte Zeit noch?“ fragte er weich.

„Nun wird sie's nicht mehr, da ich dich habe. Aber vergieb, wenn ich sie nicht vergessen kann.“

„Ich würde dich weniger lieben, wenn du's thätest. Einem Herzen, das die Zeit der Aussaat und der Frühlingstürme vergift, wird im Herbst keine Ernte reifen.“





Es ist Sommerzeit. Die norddeutsche Residenz K war in großer Aufregung. Seit gestern weilte Wilhelmine Schröder-Devrient in ihren Mauern, und heute Abend sollte sie im Vereine mit der gefeierten Primadonna des Hoftheaters Bellinis Montechi und Capuleti zur Aufführung bringen. Das kunstsinige Publikum versprach sich einen Hochgenuß, um so mehr, da seit Jahresfrist Mustervorstellungen zu den Seltenheiten gehörten.

Frau Karoline, die Primadonna, stand freilich noch auf der Höhe reichentfalteter Kunst. Aber sie hatte im Sommer des vorigen Jahres ihren Gatten während eines gemeinsamen Besuchs in der Heimat an jäher Krankheit verloren und in die Erde betten müssen. Wohl war die pflichttreue Frau in den Norden zurückgekehrt. Die Sorge für heranwachsende Kinder, der nimmer rastende Trieb zur Vervollkommenng legten sie nach kurzem Ausruhen ihrem Lebenselemente und der

Trösterin Musik wieder in die Arme. Ihre starke Seele bewährte sich im Feuer der Prüfung; sie opferte der Kunst, der ewig heitern, ihr Herzblut, und verbarg unter der Maske lächelnder Selbstbeherrschung ihr trauerndes Witwenherz. Aber bei der Wiedergabe tragischer Parteen fühlte man heraus, daß der Seelenschmerz ihrer Stimme einen rührendern Schmelz und ihren Darstellungen einen hoheitsvollen Ernst verliehen, wie er nur unter den Schatten des Todes und den Schauern der Trennung reifen kann. Die Stadt liebte sie darum nur noch mehr und betrauerte mit ihr den unerseßlichen Künstler, den das Schicksal so plötzlich dem Doppelglück einer harmonischen Ehe und eines hochgehaltenen Berufs entrißen hatte.

Der Abend war gekommen und der letzte Platz im Hause besetzt. Durch die enggeschlossenen Reihen wogte das dumpfe, erwartungsvolle Gemurmeln, das hochgespannte Hoffnungen zu begleiten pflegt, und das selbst der Beginn der Ouvertüre nicht ganz unterdrückte. Der Vorhang hebt sich, die säulengetragene, italienische Halle thut sich auf, und aus der Tiefe schreitet Julia, in ideale, hochzeitliche Gewänder gehüllt, rosig überhaucht, eine echte Veroneser Schönheit mit dem edlen Anstande des vornehmen Geschlechts und der elegischen Haltung fassungsloser Liebe, schmerzlich sinnend, dem Vordergrund entgegen. Das Publikum, das durch den Anblick zu ehrerbietigem Schweigen verstummt, will jetzt seinen Liebling durch begeisterte Zurufe ehren — da geht ein Etwas im Hause vor, das niemand im Fluge enträseln und abwenden kann. Aus den oberen Rängen erklingt während der Pause ein Geigen Solo, nur ein paar Takte, eine einfache, süße

Volksmelodie, zweimal wiederholt, als müßte sie sich mit Gewalt Gehör verschaffen. Verwunderung und Unmut werden laut, und die Sängerin, statt ihre Partie zu beginnen, bleibt wie gebannt in der Mitte der Bühne stehen, von Todesblässe überströmt, die Hände wie zur Abwehr gegen böse Geister erhoben, die Kniee scheinen ihr zu schwanken, der Atem zu vergehen. In den Koulissen schickt man sich an, ihr zu Hilfe zu eilen, im Hause, den Ruhestörer zum Schweigen zu bringen. „Ein Irrsinniger,“ heißt es, „der sich von selbst zurückgezogen hat.“

Sie aber, auf der aller Augen ruhen, besiegt mit heldenmütiger Überwindung die Anwandlung krankhafter Schwäche; ihr Auge verständigt sich mit dem Kapellmeister, das Orchester setzt wieder ein, und sie singt den Eingang: „Mit Blumen geschmückt, geht das Opfer zum Altare,“ singt es mit dem tiefen Liebesschmerz, wie er uns zu allen Zeiten aus Romeos und Juliens tragischer Herzensgeschichte entgegenklingt.

Es war der erste ergreifende Afford, der einen Abend künstlerischer Weihe eröffnete. Wer Wilhelmine Schröder-Devrient als Romeo gesehen, wird sich ihrer Meisterschaft in Darstellung und Gesang, ihres leidenschaftlichen Vorgehens, ihrer plastischen Stellungen erinnern. Nie aber vermählte sich ihr Genie so innig mit einem ihm ebenbürtigen wie heute Abend.

Für Karoline war der Triumph teuer erkauft. Sie kam bleich und fröstelnd nach Hause und lag die Nacht im Fieber. Auch am folgenden, freien Tage fand sie ihre gewohnte Ruhe nicht wieder. Frau Schröder-Devrient, die den Abend mit ihr zubringen wollte, überredete sie, auf dem Sofa liegen zu bleiben; Sommerlüfte strahlen sich durch die offenen Fenster

und Balkonthüren herein. Nebenan saßen die Kinder bei ihren Schularbeiten. Der Schein ihrer Lampe und ihr kindliches Gepolter drangen in das von sanftem Kerzenlicht erhellte Gemach, in dem die Freundinnen ihre Erfahrungen und Erlebnisse austauschten.

„Und du bist doch die Glücklichere von uns beiden,“ sagte die blonde, noch immer imponierend schöne Wilhelmine. „Mein Leben hat mir viel Blendwerk, aber auch so düstere Orkus-Schatten gebracht, daß ich oft nahe daran war, es freiwillig wegzuworfen, bis daß die Kunst, unsere gute Fee und die süße Gewohnheit des Daseins mich in die rettenden Arme nahmen.“

„Ein Schmerz, wie der meine, wurde dir erspart,“ sagte Karoline wehmütig.

„O, und ich könnte dir deine Witwentrauer beneiden. Die Liebe eines ganzen Mannes, eine glückliche Kindheit in bürgerlichen Verhältnissen, das sind die Kapitalvorzüge, die du vor mir voraus hast.“

Karoline seufzte.

Wilhelmine fuhr fort: „Zwischen den Konklissen aufgewachsen, mit den ersten Schritten, dem ersten Stammeln auf Bühnenzwecke dressiert, habe ich nie meinen Anteil am Familienleben und häuslichen Glück eingeزogen. Früh vermählt auf die glühenden Wünsche eines unreifen Herzens hin, thaten sich bald Abgründe vor mir auf, die nicht mehr zu überbrücken waren. Das beleidigte Herz löste sich los, doch nur, um in neue Ketten zu geraten. Du ahnst nichts von diesen Erbärmlichkeiten, du. Hätte ein Mann, wie der deine, mir zur Seite

gestanden, vielleicht hätte auch ich in der Familie gefunden, was ich statt dessen mit atemlosem Suchen bald hier, bald dort zu erfassen wähnte und immer wieder verlor."

"Einem bleibst du treu," sagte Karoline warm, „der Kunst. Im Sturm der Leidenschaften reifte die große Priesterin des Schönen, die Titanide."

"Das sagt meine sanfte Lini? und hast du denn immer auf ebenen Wegen die Höhe erstiegen, auf der wir dich sehen? Manches ist mir fremd in deinem Leben. So habe ich nie verstanden, warum ihr freiwillig das liebe Wien verläßt; stieß eure Ehe auf Schwierigkeiten? Man hat von einem Fürsten gefabelt, der dich begehrte."

"Wenn auch. Keiner war meinen Eltern, die schon darauf verzichtet hatten, mich heiraten zu sehen, lieber, als mein Friedrich, der bewährte Freund, der Nefse und Sohn der edlen Firlingers, meiner Wohlthäter. Auch sie nahmen mich liebevoll auf, alles vereinte sich, uns ein paar vollkommen glückliche Jahre zu schenken; die Geburt unserer Kinder, unser Beruf, der sich zu immer höherer Befriedigung entwickelte, und alles unter den Augen der treuesten Eltern, die daneben das Glück hatten, ihre Söhne gut einschlagen zu sehen. Es war wohl des Segens, der Gnade zuviel, und auch wir mußten unsern Tribut zahlen. Nur zu früh, in grausam rascher Folge, starben uns die geliebten Eltern und Pfleger. Verstimmungen, die Geißel unsers Berufs, Verleumdung und Ränkesucht, Verdächtigungen, die wir nie gefürchtet und noch weniger verdient hatten, verleiteten uns die Stellung, in der wir uns so lange glücklich und geborgen geglaubt hatten.

Dazu religiöse Differenzen. Mein Friedrich hatte den Wunsch, seine Kinder in einem evangelischen Lande erziehen zu können. Da klang uns der Ruf, der von hier aus an uns beide erging, wie eine Mahnung, und wir folgten ihm."

"Und ihr fandet Anerkennung, ein kunstsinnes Publi-
kum, ein treffliches Orchester und gutes Personal; das be-
streite ich nicht. Die gestrige Vorstellung bot ein glückliches
Ensemble. Aber — schon wollte ich danach fragen — hat
sich der Vorfall bei Beginn des ersten Aktes nicht aufgeklärt?
hast du Näheres darüber gehört? wie ist dir denn, Lini? du
wechselst die Farbe? wärst du ernstlich krank, liebes Herz?"
Sie beugte sich auf die Freundin herab und sagte betroffen:
„Deine Stirn glüht, und die Hände sind eiskalt. „Giebt es
kein Mittel, dir zu helfen?"

„Höre doch," flüsterte Lini bebend. „Bring' ihn zum
Schweigen."

Die Melodie von gestern, da war sie wieder. Aus dem
Schatten der Bäume, die das Haus der Künstlerin beschirmten,
klang sie lockend herauf.

„Rätselhaft, ein echtes Minnelied," sagte Wilhelmine,
über den Balkonrand umherspähend, „ich sehe niemand, aber
in deinen Augen, an deiner Herzensangst sehe ich, daß du
darum weißt. O sage, wer ist's?"

Karoline richtete sich im Arme der Freundin auf. „Mein
erster Lehrer ist's," hauchte sie ihr in's Ohr. „ach, der
Schatten in meinem Leben, meine erste, verratene Liebe
war's, und dies Lied unser Erkennungszeichen."

„Ärmste. Und hast ihn nicht wieder gesehen?"

„Nein, und ich könnte sterben an der Qual. O Friedrich, mein Friedrich, daß du mich allein gelassen!“

„Fasse Mut und behalte mich hier; ich stehe dir bei.“

Hier trat eine Magd ins Zimmer und meldete, daß draußen ein Fremder stehe, der die Frau durchaus sprechen wolle.

„Wie sieht er aus?“ fragte Wilhelmine.

„Absonderlich, mit lang geschnittenem Haar, und eine Geige trägt er im Arm. Er wäre der Lehrer, ein Jugendfreund unserer Frau, und ginge nicht, ohne sie zu sehen. Ich sagte, daß sie krank wäre und eine Kollegin bei sich habe. Er antwortete, er wäre ebenfalls ein Kollege.“

„Ich will ihn sehen,“ sagte Karoline entschlossen. Sie stand auf; ihr Blick, ihre gepreßten Lippen rangen nach Festigkeit. Frau Schröder-Devrient schlang den Arm liebevoll um ihre Schulter.

Er trat ein. Das volle Kerzenlicht fiel auf ihn und zeigte die Verheerungen, die eine Reihe wilder Jahre in den einst schönen Zügen angerichtet hatten. Auftreten und äußere Erscheinung verrieten den alten Kampf zwischen völligem Verkommen und dem Streben nach schäbiger Eleganz. Er legte seine Geige nieder, um Lini beide Hände entgegenzureichen. Sie überfah die Bewegung und verharrte kühl abwehrend. „Darf ich fragen, was Sie herführt?“

Jetzt sah es aus, als ob der unverzagte Vagabund, der heute hier, morgen dort einkehrt und nirgends zu Hause ist, eingeschüchtert dastände. Die edle Frauengruppe, seine gewesene, zarte, dunkeläugige Lini im Witwenflor, neben der

markigen, sonnenhaarigen Schröder-Devrient, das schien ihn aus der Fassung zu bringen.

„Was mich herführt? Der begreifliche Wunsch, meine Schülerin auf der Höhe ihres Ruhms zu sehen,“ sagte er mit seiner weichen Betonung. Es war der alte, einschmeichelnde Klang, der ihr das Geheimnis der ersten Liebe zugeflüstert hatte.

Sie stand unbeweglich.

Ihre Freundin kam ihr zu Hilfe: „Da hätten Sie aber leicht gestern diesen Ruhm ihrer Schülerin durch das unzeitige Eigenspiet gefährden können —“

„Gnädige Frau, diese Geige hier, die ist von frühen Jahren her mein eigentliches Ich und hat ihren eigenen Herzschlag, und der muß sich Luft machen, ob's paßt oder nicht.“

„Ein rechtes Herz weiß zu schweigen, wo es sich gehört. Herr, wie heißen Sie?“

„Wenzeslaw, gnädige Frau.“

„Sind ein Böhme von Geburt?“

„Zu Befehl, Euer Gnaden.“

„Und haben doch das Glück gehabt, in Österreich diese große Künstlerin zu unterrichten?“

„Ich hatte das Glück, wie Euer Gnaden sagen, und die Erinnerung daran ist der Lichtpunkt meines Lebens geblieben.“

„Es ist ein böser Schatten über diese Erinnerung gefallen,“ sagte jetzt Lini, und ihre melodische Stimme klang strenger als sonst. „Ihr Besuch wäre eine unpassende und grausame Handlung, wenn Sie nicht andere Zwecke damit verbänden.“

Er sah Lini mit so süß verweisendem Vorwurf, so seltsam schwärmerisch verdrehten Augen an, daß nur das Weiße darin sichtbar blieb. „Allerdings war ich nicht darauf gefaßt, in meiner Lini eine so strenge, so unerbittliche, große Dame wiederzufinden.“

„Ihre Lini, Herr?“ antwortete sie strafend. „Sie wissen am besten, daß ich es nie gewesen, oder nie geworden bin. Und nun kommen Sie her, um mit solchen Reden meine Witwentrauer zu beleidigen?“

„Beleidigen?“ rief er jetzt seinerseits mit dem Selbstgefühl eines tiefgekränkten Gewissens. „O, wie verkannt bin ich! Ja — und doch. Was wollt' ich denn hier, was such' ich an der Stätte meines verlornen Glücks? Als ich vom Tode des seligen Gemahls hörte, da zog es mich mit magnetischen Kräften hierher; Gott und die Heiligen wissen's allein, ob ich, der arme Straßenmusikant, der Paria, der Enterbte, der ich bin, etwa gar der Jugendgeliebten sagen wollte, daß ich nie aufgehört, sie zu lieben, an ihr zu hängen, daß ich, wenn sie es litte, in ihrem Dienst, zu ihren Füßen wie ein Sklave liegen und für sie wachen möchte, daß ich Berge versetzen könnte ihrethalben, ich weiß nicht — oder kam ich nur, um ihr das alte Lied zu spielen? Ich glaub's beinahe; bin ja nur ein armer Spielmann, und meine Sinne verwirren sich.“

Er fuhr sich mit der Miene eines Verzweifelnden durch die Haare.

Lini sah ihn mit einem Gemisch von Mitleid und Verachtung an. Dann sagte sie nicht unfreundlich: „Wenn ich

Ihnen auf jede andere Weise nützlich sein kann, so bin ich gern bereit zu helfen."

Er kämpfte: „O Lini, grausam und edelmütig zu gleicher Zeit!"

„Sprechen Sie sich aus. Was ist Ihr gegenwärtiger Beruf?"

„Ich habe keinen."

„Ihre Heimat?"

„Die Landstraße."

Karoline ging entschlossen in das Nebenzimmer zu ihrem Geldschrank. Sie beugte am ganzen Körper. Da ruhte ihr Blick auf ihren drei blühenden Kindern, die, in ihre Bücher vertieft, ein Bild des Friedens und häuslicher Ordnung, dasaßen.

„Geh's dir besser, Herzensmutter?" fragte der Jüngste, und schmiegte die frische Wange an ihre brennende. „Ja, mein Kind," sagte sie dankbar, und grüßte in den tiefen, blauen Augen ihres Gatten teure Hinterlassenschaft. Schwer trennte sie sich von dem Kinde und kehrte widerstrebend, eine Geldrolle in der geschlossenen Hand, zu den Gästen zurück.

Frau Schröder-Devrient vertrat ihr den Weg. „Ehe du Schritte thust, möchte ich dem Herrn Wenzel einen Ausweg vorschlagen, der ihm gründlich helfen kann. Sie spielen Violine. Ich habe in Dresden, wo ich daheim bin, Beziehungen, die es mir möglich machen, Ihnen in der Kapelle oder in einem Institute Beschäftigung und Lebensunterhalt zu verschaffen. Aber — erste Bedingung: Ich verwende mich

Dedekind, Achten•Lini.

nur dann für Sie, wenn Sie thätig sein und meiner Empfehlung Ehre machen wollen."

"O, gnädige Frau, kein Eidschwur ist mir hoch genug, es sei denn der bei Ihrer eigenen herrlichen Kunst."

"Genug," sagte Wilhelmine belustigt, "und meine zweite Bedingung, werden Sie ihr ebenfalls folgen? Die, daß Sie sich mit allen Wünschen und Anliegen nicht hier an meine Freundin, sondern an mich wenden, nur an mich!"

Er verneigte sich bis zur Erde. Es blieb unentschieden, was er bei dem Tausche empfand, aber er willigte ein.

Noch einen Versuch machte er, seine bezweifelte Ehre zu retten. „Ich schwör's den beiden hochherzigen Damen zu, ich bin eine ehrliche Haut. Auch dem Ausgestoßenen, wird er nur menschenwürdig behandelt, wachsen Flügel, die ihn über die Erbärmlichkeit des Lebens erheben."

Wilhelme lachte ihm zustimmend zu. Sie verstand sich auf die Art und war ihr oft begegnet. Karoline dankte ihr mit beredtem Händedruck für den rettenden Beistand. Dann trat sie mit Zagen an Wenzel heran, ihm sein Reisegeld zu bieten. Er sah sie noch einmal mit dem Blick ehemaliger Zeiten an, dann nahm er rasch mit der Gabe ihre Hand und — küßte diese, ehe sie es hindern konnte. Sie blieb unbeweglich stehen und sah, wie er mit seinem Gold in der einen und der geliebten Geige in der andern Hand davon ging.

Das war das Ende vom Liede.





In Wolfenau, wo ihr bewegter Lebenslauf begann, finden wir unsere Heldin wieder, um Abschied von ihr zu nehmen. In einem paradiesisch gelegenen Hause, das ihr Bruder Dagobert, der ein tüchtiger Baumeister geworden war, der Schwester aufgeführt, bringt die einst so gefeierte Sängerin ihren Lebensabend zu. Von wohlgeratenen Kindern und Enkeln umgeben, der Mittelpunkt eines großen, ihr in inniger Verehrung und Freundschaft verbundenen Kreises, die Helferin und Beraterin vieler Armen und Hilfsbedürftigen, so steht sie mit ihrem warmen Herzen noch voll im Leben. Die Pflege ihrer teuren Gräber vereint sie mit den Geschiedenen, die ihr vorangingen. Sie thut keinen bedeutungsvollen Schritt im Leben, ohne sich mit dem Geiste ihres Friedrich zu beraten. Ihr Wort hat sie ihm tren gehalten: die Kinder wurden in Deutschland zu guten evangelischen Christen erzogen.

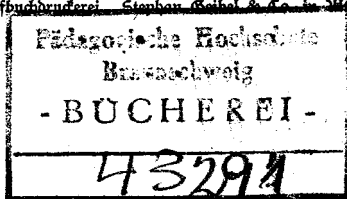
Schwerer wurde es ihr, der Kunst gegenüber ihre Aufgabe zu lösen; die Nachtigall verstummte, als noch kein Nachtfrost dem Schmelz und der Poesie ihrer Stimme Eintrag gethan hatte. Ihr Scheiden wurde eine Sonnenwende im Kunstleben jener Stadt im Norden, der sie jahrelang angehört hatte.

Aber eine kleine begeisterte Gemeinde hält die Erinnerung daran fest, und wenn sich ihre noch lebenden Glieder zurückversetzen in die Blütezeit jener unvergessenen Stunden, und wenn sie in einem Namen alles zusammenfassen wollen, was ihnen teuer und herrlich war, so sagen sie

Karoline Fischer-Nyten.



Pöcher'sche Hofbuchdruckerei Stephan Reibel & Co. in Wien.



Verlag von Benno Goeritz in Braunschweig.

~~~~~ Durch jede Buchhandlung zu beziehen: ~~~~~



# Demetrius.

Geschichtliches Trauerspiel in vier Aufzügen.

Mit Benutzung des Schiller'schen Bruchstückes bis  
zur Verwandlung im zweiten Aufzuge

von  
**Otto Sievers.**

Broschirt M. 2.—, gebd. M. 3,50.

Der Sievers'sche Demetrius wurde bereits in Leipzig, Braunschweig und Prag aufgeführt und fand überall den größten Beifall. In weiteren Städten wird die Aufführung vorbereitet.



# Waterloo.

Historie in fünf Aufzügen

von  
**Otto Sievers.**

Broschirt M. 2.—, gebd. M. 3,50.

Verlag von Benno Goeritz in Braunschweig.

➤ Durch jede Buchhandlung zu beziehen: ➤

Der  
**Waffenschmied von Braunschweig.**  
•  
Drama in fünf Aufzügen  
von  
**F. von Heinemann.**  
—➤ Brosch. 1 Mark. Eleg. geb. 2 Mark. ➤—

**Festspiel**  
zur Einweihungsfeier der  
neuerbauten städtischen Mädchenschule  
zu Braunschweig.  
—➤ Broschiert 60 Pfennige. ➤—

In dem letztgenannten Festspiele wird der Wettstreit der Tugend, Wissenschaft und Kunst in der Schule vorgeführt, mit dem Siege der Tugend endigend. Allen Eltern sei die Lektüre dieses kleinen Buches bestens empfohlen. Desgleichen dürfte es allen Schulvorständen eine willkommene Gabe für ähnliche Aufführungen in ihrer Anstalt sein.

Verlag von Benno Goeritz in Braunschweig.

~~~~~ Durch jede Buchhandlung zu beziehen: ~~~~~

Deutsches Bürgerleben.



Das Schichtbuch.

Geschichten von Ungehorsam und Aufruhr in Braunschweig.
1292—1514.

Aus dem Niederdeutschen
von

Prof. Dr. Ludwig Hänselmann,

Stadtarchivar zu Braunschweig.

Broschirt M. 4,30. — In eleg. Lebdbd. M. 5,50.



Es hat jüngst Kaiser Wilhelm auf die Nothwendigkeit einer größeren Ausdehnung des Geschichtsunterrichts in den Schulen hingewiesen, so würde es dem ohne Zweifel entsprechen, wenn künftig auch bei der häuslichen Lektüre geschichtlichen Darstellungen ein gewisser Vorzug eingeräumt würde. Daß Hänselmann's Schicht-(Geschichten-)Buch in diesem Sinne eine besondere Beachtung verdient, ist in zahlreichen Besprechungen desselben anerkannt worden.

Das Schichtbuch führt Braunschw. Stadtgeschichten von allgemeiner Bedeutung vor, nicht in modern ausgeflügelter Darstellung, sondern in litterarisch wie historisch gleich werthvollen Aufzeichnungen von Augenzeugen, die in ihrer frischen Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit vortrefflich geeignet erscheinen, so hochwichtige Erscheinungen des deutschen Bürgerlebens im Mittelalter gleichsam lebhaftig zu vergegenwärtigen.

Aus der stattlichen Anzahl von warmen Empfehlungen, die diese Bearbeitung fand, sei nur in Kürze ein Satz aus der Besprechung im Deutschen Litteraturblatt angeführt, welcher lautet: Daß unser Volk seine Vergangenheit aus den zeitgenössischen Berichten kennen lernen soll, ist ein Streben, welches nur volle Anerkennung verdient.



Verlag von Benno Goeritz in Braunschweig.

~~~~~ Durch jede Buchhandlung zu beziehen: ~~~~~

Die  
**Grabstätten der Fürsten des Welfenhauses**  
von  
Gertrudis der Mutter Heinrichs des Löwen  
bis auf  
Herzog Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg.  
Biographische Schilderungen  
von  
Carl Steinmann.

Broschirt M. 6.—. In Feinwandband M. 7.—. In Halbfranzband M. 8.—  
—+— Ausgabe auf Büttenpapier. —+—  
In elegantem Halbfranzband M. 11.50. In Liebhaberhalbfranzband M. 12.50.

Vorstehendes Werk, welches durchweg einen rein geschichtlichen Charakter hat, erfreute sich sowohl seitens der Fachpresse wie auch der größeren Tagesblätter warmer Anerkennung. Als Probe möge die Besprechung aus der deutschen Literaturzeitung im Auszuge folgen:

... Geschichtliche Notizen, die dem Umfange nach etwas ungleichmäßig gehalten sind, orientieren den Leser über Leben und Bedeutung der betr. Fürstlichkeiten; genauer wird Todes-Ort und -Art, sowie Beisetzung der Verstorbenen und die Schicksale ihrer Gräber behandelt. Letztere legen mitunter von dem pietätlosen Sinne der Nachlebenden unrühmliches Zeugnis ab. — Die oft kunstfertig gearbeiteten Sarkophage und Grabdenkmäler werden eingehend beschrieben, auch die Kirchen, Mausoleen etc.

Da das Welfenhaus durch zahlreiche Vermählungen mit andern Fürstenhäusern in nahe verwandtschaftliche Beziehungen trat, die in welfische Lande und aus ihnen verheirateten welfischen Prinzessinnen hier aber gleichfalls berücksichtigt werden, so ist das Buch auch für die verschiedenen nicht welfischen Länder von Interesse. — Eine fülle fleißiger Sammelarbeit ist in dem Werke vereinigt, wenn auch einiges der Berichtigung bedarf.

Möge dieser Beitrag zu der Geschichte eines einst mächtigen und tapferen deutschen Fürstenhauses das ihm gebührende Interesse finden. Nicht vergessen sei es, daß Mitglieder dieses Herrscherhauses den Tod für das Vaterland harrten. Erwähnt seien nur die letzten, Karl Wilhelm Ferdinand, der Vater, infolge der in der Schlacht von Jena und Auerstädt empfangenen Wunden und wenige Jahre später der Sohn, Friedrich Wilhelm, bei Waterloo.



Verlag von Benno Goeritz in Braunschweig.

~~~~~ Durch jede Buchhandlung zu beziehen: ~~~~~

Verzeichniß der Orte,
in welchen Steinmann's Buch Grabstätten nachweist:

Altenburg — Barth — Berlin — Braunschweig — Celle — Cholmogory — Crailsheim — Dannenberg — Darmstadt — Delft — Delmenhorst — Einbeck — Eisleben — Erfurt — Freiberg — Ganderheim — Genf — Gent — Giffhorn — Goldenbeck — Hannover — Harburg — Hardeggen — Heiligenkreuz — Herzberg — Hildesheim — Horsens — Königsberg — Königsutter — Küstrin — London — Lüneburg — Marienthal — Mitau — Münden — Nienburg — Nördlingen — Nürnberg — Oehringen — Osterode — Pavia — Pforzheim — Quedlinburg — Riddagshausen — Rößkide — Rügenwalde — Schlüßelburg — Stadthagen — Stettin — Straßburg — Tübingen — Uelzen — Verden — Veffra — Wä — Walsrode — Weimar — Wiebrechtshausen — Wien — Wienhausen — Windsor — Wolfenbüttel.

**Braunschweig und
Umgebung.**

Historisch-topographisches Handbuch
und Führer durch die Baudenkmäler und
Kunstschätze der Stadt

von

fr. Knoll,
Stadt-Geometer.

Zweite vermehrte Ausgabe. Mark 2,50.

